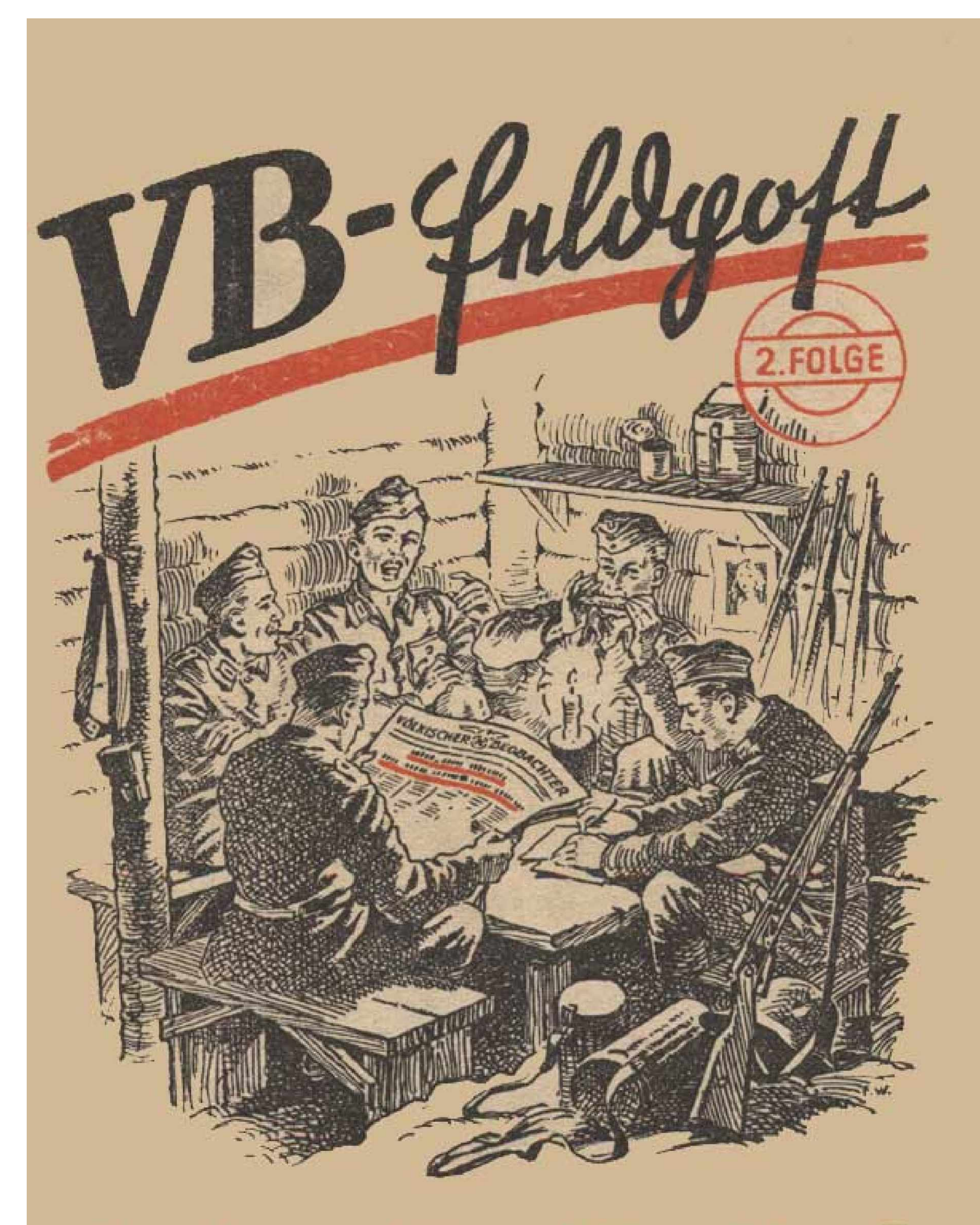


Jm Angriff und im Biwak

Soldaten erzählen Soldatengeschichten

„VB-Feldpost“

2. Folge

Im Angriff und im Biwak

Soldaten erzählen Soldatengeschichten



Berlin 1943

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H.

101.—200. Tausend
Gesammelt und herausgegeben von VB-Schriftleiter Utermann

Die Bilder im Text zeichnete Eckhardt Braun,
den Umschlag entwarf Alfred Wagner, beide Berlin
Satt: Buchdruckwerkstätte G.m.b.H., Berlin SW68
Druck: C. Dünnhaupt K.C., Dessau

Vorwort

Zum Lesestoff der Soldaten an allen Fronten gehört seit Kriegsbeginn der „Völkische Beobachter". Um den Soldaten eine besondere Freude zu machen, richteten der Zentralverlag der NSDAP, und die Hauptschriftleitung Zeitung des VB. eine täglich erscheinende „VB-Feldpost" Seite ein. Hier kommen Front und Heimat zu Wort. Aus einem journalistischen Einfall wurde im Laufe der Zeit ein treuer Begleiter. „Soldaten erzählen Soldaten Geschichten", so heißt eine Rubrik dieser Seite, und Offiziere und Mannschaften schreiben sie sich selbst. Hier zeichnet sich das Bild des Soldatenalltags ab, neben und mit den großen Ereignissen Nicht Dichter oder Schriftsteller oder sonst wie dem Federhalter oder Bleistift beruflich verbundene Männer nehmen hier das Wort. Aus dem Mosaik vieler Erlebnisse zeichnet sich das Bild des Soldatenalltags. Unter Soldaten entstanden, gibt hier die Front der Heimat ein Stück ihres Lebens.

Das Wissen um den Tod

Februar 1940.

Heulend fegt der Schneesturm durch das kleine Eifeldörfchen. Eng und zusammengekauert hocken die armseligen Häuser am Bergeshang, die Scheiben der kleinen Fenster sind mit Eisblumen verklebt.
Die düstere Gaststube des Wirtshauses ist kalt und ungemütlich, nur in einer Ecke an der Theke versucht ein kleiner, eiserner Ofen die Frostigkeit des Zimmers aufzutauen.
Der Nachmittagsdienst der Kompanie ist vorüber, denn trotz Kälte und Schneesturm werden Angriffe auf Bunker und Feldbefestigungen geübt. Wir wissen alle, daß gerade der Winter zur Vorbereitung für den Krieg gegen Frank-reich ausgenutzt werden muß.
Neben mir am Tisch sitzt ein Soldat, wie man ihn sich wünscht, mein bester Gruppenführer, Unteroffizier Holms. Eine kleine, aber stämmige und sehnige Gestalt mit einem frischen, offenen Gesicht unter dem blonden Haarschopf.
Der sonst so lebhafte Bursche schaut sinnend in die Glut des kleinen Ofens, und ein fast wehmütiges Lächeln spielt um seinen Mund.
„Mensch, Günter", rüttelte ich ihn wach, „kommst gerade vom Urlaub, und dann so nachdenklich?"
Aber Günter Holms bleibt ernst Selbst das stille, weh mutige Lächeln ist von entschlossenen Strichen um seinen Mund ausgewischt worden. In das flackernde Feuer spricht er hinein:
„Als ich auf Urlaub war, habe ich meine alte Kaserne aufgesucht und Abschied von allem genommen, was mir in meiner Dienstzeit lieb war und mir die Kaserne zur zweiten

Heimat machte. Was hatte ich mir doch alles angeschafft um mir meine Stube nett und gemütlich zu machen! Jetzt ist alles verkauft und verschenkt, mein Sessel, die Gardinen, Läufer, Bilder und alle sonstigen Kleinigkeiten. Zuletzt war ich dann auf unserer alten Schreibstube, dort hing unsere Kompanietafel noch mit all den kleinen Zettelchen. Auch mein Name war noch dabei. Was sollte er noch dort? Ich weiß, daß er überflüssig dort oben in Pommern ist!"
Er öffnet seinen Brustbeutel und holt ein kleines, weißes Täfelchen heraus, darauf stand mit schwarzer Tusche in Blockschrift: Uffz. Holms, Günter, Gruppenführer I.Gruppe. stellv. Zugf. I. Zug.
Er zündet ein Streichholz an und läßt das kleine Tafelchen langsam verbrennen. „So", atmet er erleichtert auf, „nun ist nichts mehr von mir da! Ich will nicht, daß eines Tages ein Kamerad durch irgendeinen Gegenstand an mich erinnert wird und dann vielleicht mitleidig sagt: Ja, der arme Holms' Der liegt nun auch irgendwo in Frankreich!" „Günter", schüttle ich seinen Arm, „sei doch vernünftig! Wer wird denn gleich an das Schlimmste denken! Wir kommen alle gesund nach Hause und werden noch bei manchem Glase Bier erzählen, wie wir die Franzosen bis hinter Paris gejagt haben!"
Holms schaut mich an wie einer, der nicht recht glauben will, was man sagt. „Du vielleicht. Ich nicht! Aus Polen kam ich heil nach Hause, aber heute weiß ich genau, daß ich aus Frankreich nicht mehr zurückkomme. Und eigenartig, gerade weil ich es weiß, macht mich das alles nicht feige, sondern viel fester und entschlossener, denn ich will als Soldat sterben! — Aber Quatsch, was soll man überhaupt davon sprechen, noch leben wir ja! Ich wollte dir es nur einmal gesagt haben, damit du mich später verstehst.

Wir waren immer gute Kameraden und haben wohl keine Geheimnisse voreinander gehabt. Du bist der einzige Mensch, der davon etwas weiß Vergiß jetzt, was ich dir gesagt habe! Sprechen wir von etwas anderem! — Prost!" — Lachend stieß er mit mir an.
Sechs Wochen sind seit jenem Abend vergangen. Wieder ist es Frühling geworden in den Bergen am Rhein, als dann am Morgen des 10 Mai 1940 unsere Heere zum Kampf gegen Frankreich antreten. Als motorisierte Infanterie haben wir die Aufgabe, mit den Panzern durch Luxemburg und Südbelgien in Richtung Sedan durchzubrechen, um dann den Überraschungsstoß nach Abbeville zu wagen und den feindlichen Armeen in Belgien und Nordfrankreich den Rückweg nach Süden zu verlegen.
Unaufhaltsam brausen die Panzergeschwader voran. Noch vom Feind besetzte Ortschaften werden umgangen, sie dürfen keinen Aufenthalt für die Panzer bilden. Die Säuberung der Dörfer und Städte ist die Aufgabe der Infanterie. Eines Mittags bekommen wir den Befehl, uns zum Angriff auf das Dorf H. bereitzustellen, das noch als vom Feinde besetzt gemeldet ist. Ein Spähtrupp soll während der Bereitstellung bis an das Dorf vorgehen, um die Stärke des Feindes und die Lage eines Verteidigungsnestes festzustellen.
Der Kompaniechef weilt gerade bei mir im Zuge und gibt mir den Befehl, aus meinen Männern einen Spähtrupp auszuwählen. Kaum hat der Chef zu Ende gesprochen, als Unteroffizier Holms in zackiger Haltung vor uns steht. „Herr Oberleutnant", kommt es fest und klar von seinen Lippen, „ich bitte, mich mit diesem Auftrag zu betrauen! Ich habe schon seit einiger Zeit das Vorgelände erkundet und weiß den besten Weg, um ungesehen an das Dorf

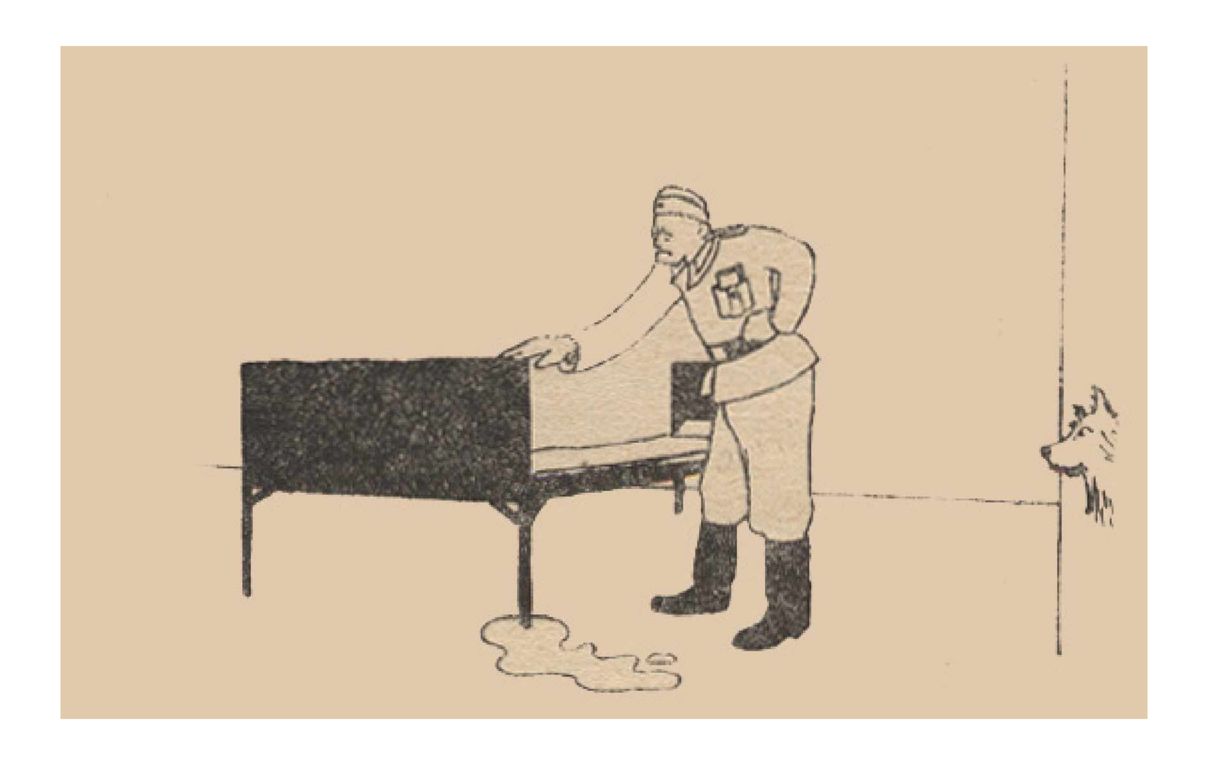
heranzukommen." Schnell und sicher zeigt er uns im Gelände den Weg. Er bekommt den Befehl, sich fünf gewandte Männer auszuwählen.
Alles überflüssige Gepäck wird zurückgelassen, nur Gewehre oder Maschinenpistolen und Handgranaten werden mitgenommen. Unteroffizier Holms kommt noch einmal zu mir und meldet sich und seine Männer ab. Ich drücke ihm die Hand, als ob ich ihn warnen wolle, nicht allzu tollkühn zu sein. Er sieht mich einen Augenblick an, lächelt ein wenig und sagt beim letzten Händedruck nur: „Leb wohl!'' Schnell eilt er im Walde mit seinen Männern den Berg hinunter und ist bald im Buschwerk an dem kleinen Bache verschwunden.
Mit dem Glase zerzupfe ich jeden Strauch am Dorfrand, um einen Gegner festzustellen. Kein Mensch ist zu sehen. Einige Kühe und Kälber grasen auf den Wiesen. Vögel zwitschern in den Büschen. Ganz hoch in der Luft ziehen einige deutsche Flugzeuge nach Westen, sonst kein Laut, als wäre tiefster Frieden.
Ich richte mein Glas auf das erste Haus kurz vor dem Dorfrand. Im Garten, dicht an der Hecke, schleichen einige Gestalten: unser Spähtrupp! Vorn Unteroffizier Holms! Mit einem Sprunge ist er plötzlich im Hause verschwunden. Fünf Gewehrläufe richten sich auf die Fenster. Es vergehen einige Minuten, dann kommen etwa zwanzig braune Gestalten mit erhobenen Händen heraus, hinter ihnen, mit schußbereiter Maschinenpistole, Holms. Ein Gefreiter bleibt mit den Gefangenen zurück. Spähtrupp Holms geht weiter vor! Kriechend kommen sie bis zur Straße Plötzlich hören wir die Detonationen zweier Handgranaten, in den Rauch hinein springt Holms: ein Maschinengewehrnest ist erledigt. Zwei weitere Handgranaten krachen, ein Sprung nach

rechts, und ein weiteres Maschinengewehr ist außer Gefecht gesetzt.
Einige Minuten vergehen, nichts ist zu sehen, nichts zu hören. Wir schauen von unserer Höhe hinab ins Tal. durchsuchen jeden Busch mit dem Glase, um unsere Kameraden vor Überraschungen zu schützen, aber nichts ist zu sehen, und unheimliches Schweigen herrscht ringsum.
Doch da springen unsere Männer aus dem eroberten Schützenloch in geschlossenem Sprung über ein Stück freies Feld auf die ersten Häuser des Dorfes zu. Von links aber rattert ein feindliches Maschinengewehr los und faßt unseren Spähtrupp in der linken Flanke. Vorn, der erste Mann, faßt sich an die Brust, schlägt zu Boden und bleibt bewegungslos liegen. Es ist Unteroffizier Günter Holms! Zwei weitere knicken um, bewegen sich noch etwas, dann liegen auch sie still. Die beiden letzten finden Deckung in einer Bodenwelle. Eng an die Erde geschmiegt, verharren sie im feindlichen Feuer. Da erkenne ich etwa hundert Meter links von dem Spähtrupp im Busch ein kleines Rauch Wölkchen: Mündungsrauch des gut getarnten feindlichen Maschinengewehrs! Ich lasse die beiden schweren Maschinengewehre meiner sMG.-Gruppe darauf einrichten, gebe den Feuerbefehl, und schon rattern sie los Staub, Gras, Aste und Blätter wirbeln an der Buschgruppe hoch, da? feindliches Gewehr schweigt. Jetzt schießen die Franzosen aus dem Dorf auf die beiden Zurückkriechenden Männer Ich lasse den gesamten Dorfrand mit meinen Maschinengewehren abstreuen, und meine Männer kommen bis zum ersten Haus und in Deckung. Nach einer halben Stunde sind sie bei uns, drei Gefreite des Spähtrupps mit 26 gefangenen Franzosen, einige davon verwundet.
Der Rest des Spähtrupps hat trotz des starken feindlichen

Feuers wertvolle Aufklärungsergebnisse erzielt. Wir erhalten genaue Angaben über die Möglichkeiten einer ungesehenen Annäherung und über die Lage der feindlichen Widerstandsnester.
Eine Sorge aber erfüllt uns alle: Sind unsere Kameraden tot oder nur schwer verwundet?
Ich bespreche die Lage mit dem Kompaniechef. Wir dürfen keinen Mann unnötig opfern. Nach den Aussagen der Gefangenen sind über 300 Franzosen in dem Ort, die Häuser sind verbarrikadiert, die Straßen vermint, überall sind MG.-Nester eingebaut.
Auf unsere Meldung zum Bataillon erhalten wir Nachricht, daß Artillerie im Anmarsch ist, ebenso wird eine Panzerabwehrkanone als Sturmbegleitgeschütz erwartet.
Um 17 Uhr heulen die ersten Granaten unserer Artillerie über uns hinweg und schlagen berstend im Dorf ein. Nach einer halben Stunde Artilleriebeschuß brennt das Dorf an mehreren Stellen, dicke Rauchschwaden ziehen über das Feld, als wir zum Angriff antreten
Von drei Seiten geht es an das Dorf heran. Bei meinem Zuge, der durch die Dorfstraße vorstoßen soll, ist die Pak eingesetzt, die sichernd mit ihrem Schutzschild vorgeschoben wird. Die ersten Schüsse peitschen uns entgegen, aber weiter geht der Angriff, Klatschend schlagen die Pakgranaten in die Häuser, und mit Hurra wird Haus für Haus gestürmt.
Als die Dämmerung hereinbricht, ist das Dorf in unserer Band. Über 200 Franzosen zählen wir als Gefangene, und viele liegen tot in Häusern und Gärten. Der Rest des Feindes flüchtet in einen nahen Wald.
Fünf Tote und acht Verwundete kostete uns der Sturm auf H.

Ich bezog mit meinem Zuge eine Feldwache zur Sicherung der Kompanie auf dem Friedhof, hoch oben auf einem Kalkfelsen am Ausgang des Dorfes. Posten standen an der Mauer und sicherten gegen den Wald, aus dem ab und zu ein Gewehrschuß über uns hinwegpfiff.
Dann suchten wir unsere toten Kameraden. Dort, wo sie fielen, fanden wir Günter Holms und seine beiden Männer. Die MG.-Garbe hatte Holms schräg von der Seite gefaßt, sieben Schüsse hatten seine Brust durchsiebt. Auf den Gewehren trugen wir unsere Kameraden zum Friedhof, dort fanden die acht Helden gemeinsam in einem großen Grabe ihren letzten Ruheplatz. Blumen aus den nahen Gärten wurden herangeholt, um das Grab unserer Toten zu schmücken. Ein Holzkreuz mit ihren Namen wurde aufgestellt, und acht Stahlhelme ragten ernst und düster auf dem Blumenschmuck hervor
Nacht war es inzwischen geworden Bleich fiel das Mond licht auf Grabsteine und Gräber und auf die vierzig Männer, die übermüdet neben dem Grabe ihrer Kameraden schliefen und im Traume noch die Totenwacht hielten An der Mauer entlang nur gingen die Posten und spähten hinaus in die Nacht.
Vor mir lagen die wenigen Wertgegenstände und Papiere meiner gefallenen Kameraden. In meinen Händen hatte ich das Blutdurchtränkte Soldbuch von Günter Holms. Es war von zwei feindlichen Kugeln durchschlagen.
Ich dachte zurück an jenen Abend im Februar, als mein Kamerad von seinem frühen Tode wußte. Das Wissen um seinen Tod hatte ihn hart und stark gemacht, sein junges Leben tapfer und soldatisch zu vollenden.

Lt. Werner Henschke



Kleiner Pitt

Pitt ist ein Kriegskind, eins von vielen, aber ein seltenes seiner Art. Als es im Winter zu uns kam, wußten wir anfangs nicht recht, was wir mit der Handvoll Wolle anfangen sollten. Wir mußten schon scharf hinsehen, um den Anfang vom Ende unterscheiden zu können. Heute ist es schon einfacher. Die schwarzbraunen Augknöpfe, dag keck nach vorn stoßende Schnäuzchen, die spitzigen Ohren lassen keinen Zweifel darüber, daß Pitt ein Hund ist, ein rassenreiner Spitz sogar. Unten in Galizien ist er auf diese Welt gekommen, in einer Gegend, die schwarz von Juden ist. Dessen ungeachtet ist Pitt schneeweiß ausgefallen, gleichsam ein Lichtquell im Dunkel dieser schmierig-lumpigen Judassöhne.
Seine ersten Jugendtage waren durchaus passiv; als friedliches Bündelchen lag Pitt so dicht am knallenden Ofen, als es gerade anging. Doch schon bald stellte sich

Pitt auf eigene Füße, wenn dieses Bemühen zunächst auch kläglich ausfiel.
Beim Fressen rutschten ihm ständig die Hinterbeine fort, und als Laufen konnten wir dieses Fortbewegen auch nicht anerkennen, höchstens als Torkeln. Doch früh getorkelt, ist bald gelaufen. Das sagte sich Pitt, denn heute springt er munter herum, viel zu munter eigentlich für seine Jugend. Doch schließlich ist er ein Soldatenhund. Damit ist viel gesagt, denn solche Ehre verpflichtet, und sei es auch nur wie bei Pitt, zur Frechheit. Das er „frech wie Bolle" ist, um es mit einem Berliner Ausdruck zu sagen, ist weiter nicht verwunderlich.
Jeder Landser scherzt mit ihm herum, herzlich und rauh. So hat Pitt zeitig gelernt, sich seines Felles zu wehren, und er hat so viel Freude daran gefunden, daß er selbst Händel sucht um des Balgens willen. Vor allem haben es ihm die Handschuhe des Chefs angetan, deren arg veränderte Form beredt von Pitts Beißkunst zeugen. Neulich konnte der Hauptwachtmeister im letzten Augenblick seine Mütze vor dem Zugriff Pitts retten. Seine Handschuhe sucht er dagegen heute noch. Pitt hat sie „versteckt".
Dem Hund Pitt ist nichts heilig. Reden wir nicht von der Wurst des ersten Schreibers, die er „gekostet" hat, nicht von dem Blick in das Bierglas, nur so viel sei erwähnt, daß er sogar die Ruhe des Landsers, kostbarstes Gut des Soldaten, mißachtet. Wenn dem Hund die Morgenkühle in das Gebein steigt, zerrt er so lange an der Schlafdecke des ersten Schreibers, bis dieser ihm gestattet, im Bett am Fußende zu schlafen.
Doch den Hauptwachtmeister hat Pitt offenbar am meisten in sein Hundeherz geschlossen. Als wenn er ahnt.

daß der Spieß besonders auf Sauberkeit und Ordnung sieht. Ihm zeigt Pitt gleich, wie er darüber denkt. Das Bett des Hauptwachtmeisters schien ihm der rechte Platz, um sich daran zu „erleichtern". Was kann Pittchen dafür, daß niemand gesagt hat, was stubenrein ist. Inzwischen hat er dieses Fremdwort begreifen gelernt.
Pitts erste Bekanntschaft mit dem feuchten Element ist ihm eine schmerzliche Erinnerung. Nach dem Bad war der kleine Kerl am Ende seiner Kraft. Doch was hilft es? Sauberkeit muß sein, zumal, wenn man so weiß ist, wie unser Pitt. Das kürzlich erfolgte Wodkavollbad hingegen belebte seine Lebensgeister sichtlich.
Der Hund Pitt ist mit gegen die Bolschewiken gezogen, nach wie vor munter gestimmt, als wüßte er genau, daß gute Laune gerade im Krieg besonders

wichtig ist, weshalb wir uns auch gern nach Pitt und seinen neuesten Streichen erkundigen. Dafür haben wir noch immer Zeit.

Uffz. Rudolf Alt

Unter kalt starrenden Sternen

Ein Tag wie viele vorher — ein Tag, wie noch viele kommen werden. Oder vielleicht war es bei dem minus 28 Grad noch weit kälter, weil der Wind so auf unserer Bude stand. Mein Kamerad kroch nachts um 4 Uhr stöhnend aus der Falle — ich wurde leider auch wach, denn die grimmige Kälte hatte schon längst die Tiefe des wohligen Schlafes von mir genommen —, leise fluchend schlürft er durch die Stube, holt sich den Russenmantel, der als Schutz gegen den durch die Fensterritzen ziehenden Wind auf der Fensterbank liegt, und kriecht wieder ins Bett. Ich bin

vollkommen wach. Die Leuchtziffern meiner Armbanduhr sagen mir: halb 4, viertel 6. Ich sage nichts, höre aber meinen „Nachbarn" sich im Bett wälzen — ihm ist genau so saukalt wie mir.

Ich liege wie ein Flitzbogen unter den Decken, vor Frost ziehen sich ab und zu die Muskeln auf Brust und Schulter zusammen: Sauland, verfluchtes — muß die Hölle immer heiß sein? Der Morgen graut zwar noch nicht, aber lieber mit Pelzweste und den Händen tief in den Taschen und auf den zwei Beinen (mein Korporal sagte früher immer: „Wollen Sie verreisen — nein — dann packen Sie bitte Ihre Hände wieder aus"), als trostlos still und geduldig ewig Weiterfrieren.

Der eine steht, auf den Beinen wippend, am Fenster und sieht ins Weiße, der andere läuft dauernd um den Tisch.

„Junge, Junge" — es ist ein ohnmächtig gestöhnter Fluch. Stille. -

Draußen wechselt der Schnee ganz langsam seine Farbe vom Blau ins Feindlich-kalt-gelbe.

„Mensch, wenn ich mir vorstelle, ich sitze in der warmen Stube zu Hause bei meiner Frau, sie macht mir die Brötchen
fertig. Butter, Honig------ich küsse sie —"

„Du bist vollkommen weich, mein Junge." — Wieder Stille. — Aber der Stachel sitzt. Die Kälte starrt und erstarrt. Auf dem Weg zu einer Dienststelle. Rutschend und gleitend auf den lodderigen so genannten Bürgersteigen nähert man sich mühevoll dem Ziel.

„Hier würde ich meine Kinder nicht allein auf die Straße lassen."

Diesmal spricht der andere.

„Man müßte ja dauernd Angst haben", — kleine Pause —. „Natie (seine kleine dreijährige Renate) bricht sich den Arm." —

„Ja, mein Lieber —"

Stille. -

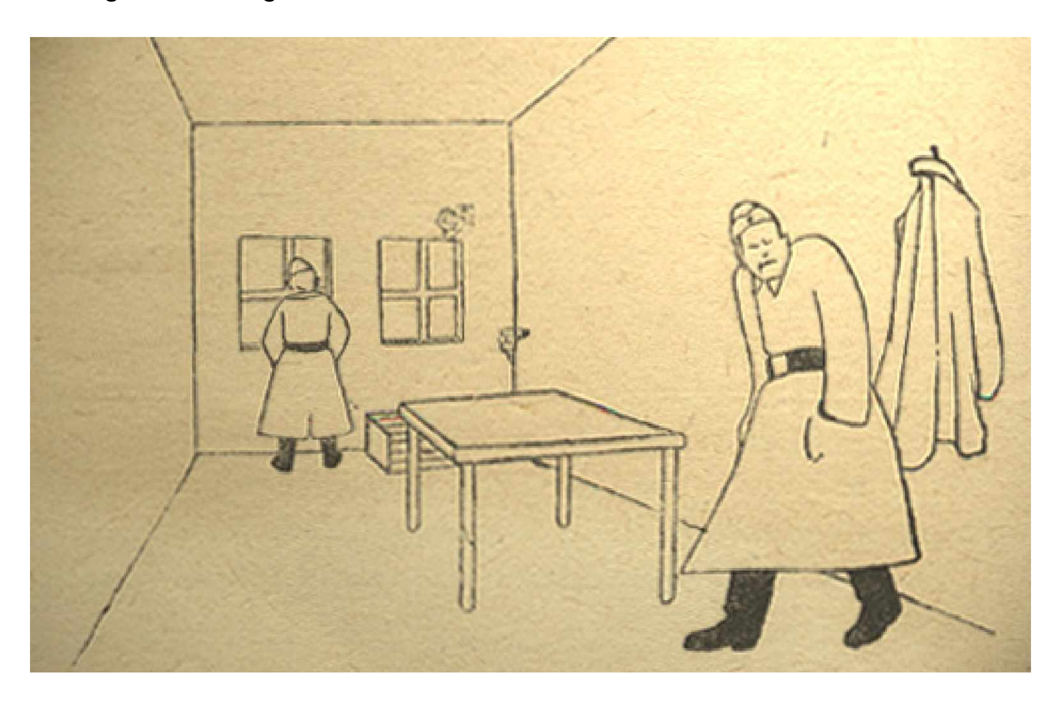
Neuer knirschender Schnee. — Singend steht der Frost unter starren, großen Sternen.

Abends. —

„Meine Frau schrieb mir gestern, Biggi (es ist meine braunhaarige, blauäugige Brigitte, fünf Monate alt) kann sitzen"-----

Kurz tauchen die Augen der Männer ineinander.

Kälte und feindliche Nacht können nicht hindern, daß streichelnde Gedanken weit heimgehen zur geliebten Frau.



zum kleinen goldigen Töchterchen, zur Natie, zur Biggi —. „Ich kann mir vorstellen, wenn meine Frau Biggi hinsetzt, wie sie erst leise wankt, hin und her schwankt, ehe sie endlich fest und sicher sitzt. —
Und wenn meine Frau dann mit ihr spielt, ihr vielleicht das Häschen — welches ich ihr zu Weihnachten schickte — hinhält, dann greift sie danach, bauz, kippt sie um. Wenn ich jetzt ----"
Eine abwehrende Handbewegung.
Schweigen. —
„Übrigens: Machen Sie doch bitte morgen die Meldung über Winterausrüstung für mich, ich will bei der Waffendurchsicht ab 8 Uhr dabei sein."
„Ja, natürlich, gerne." —
Von draußen kriecht wieder unter grellgelbem Mond die Kälte herein.
Zwei Männer versuchen umsonst einzuschlafen.

Lt. Heinz Liebsch

Der Verpflegungsgaul

Rudi war ein waschechter Berliner mit strohblonden Löckchen, taubenblauen Augen. „Weeste" und „Ike" und allen anderen Schikanen. Sein Kernspruch war: „Ik hab' die Neese voll!" Die anderen wußten längst, daß dies eine sich in Rudis täglichem Leben periodisch wiederholende Fehldiagnose war, denn wenn die Kugeln sangen und die Kanonen den Takt dazu schlugen, war Rudi der letzte, den die Laune verlassen hätte. Eines Tages aber war es aber soweit. Friedel, der unverbesserliche Optimist, behauptete zwar, es sei Theater und nicht der Rede wert. Ich aber

weiß, es war soweit: Rudi hatte die Neese voll. Und dies trug sich so zu:
Rudi war in dem halben Jahr, das der Feldzug bisher gedauert, von den Federn

aufs Stroh gekommen. Als Kradmelder war er losgefahren. Mit dem hereinbrechenden Herbst litt seine Maschine immer häufiger an inneren Stö-rungen. Schließlich kam es doch überraschend, als sie eines Tages ein letztes Endchen ihrer Seele aushauchte. Der Schirrmeister tobte. Erst jagte er Rudi, dann seinen Kradfachmann zum Teufel. Doch auch seine Wiederbelebungs-versuche blieben dergestalt erfolglos, daß er nach einiger Zeit mit dem Brustton heiliger Überzeugung die entscheidenden Worte fand: „Total kaputt!"
Rudi saß einige Tage griesgrämig beim Troß umher und sann vergebens auf Flucht. Da ward ein Beute-Ford eingebracht, eine stotternde, dampfende, Feuerspuckende Lastkarre. Darein wurde Rudi als Fahrer gesetzt. Bald spuckte der Wagen weniger aufreizend, bald kochte das Wasser nicht mehr nach den ersten zehn Minuten. Trotzdem verkündete Rudi am zweiten Tage: ...Ik hab' die Neese voll!"
Aber man glaubte Rudi nicht, und er blieb am Steuer. So fuhr er denn von nun an tagein, tagaus seine dampfenden Essenkanister vor und kehrte erst spät abends in den Schoß des Trosses zurück.
Dann aber kam Schlechtwetter an der Ostfront. Einen Tag tat er es noch, der gute alte Ford mit seinen dampfenden Kanistern auf dem Rücken, aber Rudi ahnte es: dies war der letzte. Er hatte ohnedies stundenlang in der großen Kule vor der Stadt festgesessen. Inzwischen war noch eine Regennacht gefolgt. Armselig stand der Wagen auf seinem Hof. Unaufhörlich kleckerte von den Kotflügeln die gelbbraune Lehmbrühe, die Räder wollten sich nie mehr drehen

Tief waren sie eingesunken, und an den Seiten quoll der lehmige Brei feuchtfröhlich hervor. Daneben dampfte die Feldküche. Das Essen war soweit. „Aus, ik hab die Neese voll!" Dann war Rudi verschwunden.
Der Spieß kam und sah nach dem Essen. Dann beschaute er das versumpfte Verpflegungsfuhrwerk von allen Seiten, und trübe Ahnungen stiegen in seine Brust. Rudi sollte her. Er wurde gesucht und nicht gefunden. Der Spieß tobte, daß sich die Köche heimlich nach ihren Kesseln trollten, um ein drittel Mal das Essen abzuschmecken.
Nach einer halben Stunde öffnete sich das grasgrüne Tor, und Rudi war wieder da. Er schleifte einen Gaul hinter sich her, der ein gebrechliches Wägelchen zog. Dem Spieß fiel ein Stein vom Herzen. Ehe er noch polternd zur Erde gerollt, hatte Rudi seine dampfenden Kanister auf den Wagen gepackt. Er meldete sich ab und zog den Gaul und seine Last am Halfter aus dem Hof. Dann schwang er sich auf seine Kanister und fuhr von dannen.
Indessen hüpfte der Wagen lustig über das russische Pflaster. Die in Ehren verbeulten Kanister schüttelten ungläubig ihre Köpfe: „Wenn das bloß gut geht!" Rudi aber saß oben auf, und sein Blick ging strahlend in die Runde. Ab und zu zog er behutsam die Zügel an, so sein Rößlein im Schritte zögern wollte, Es war ein gedrungenes Tierchen, mit kurzen, spitzen Ohren und einer zerzausten Pudelmähne. Irgendwo in der Nogaischen Steppe, da ihre dunkelhäutigen Herren in Röcken und ihre Frauen in langen Pluderhosen umherlaufen, mochte die Urheimat seiner Väter liegen. Längst hatte der rabenschwarze Leib seine edle Linie irgendeinem bolschewistischen Kolchos geopfert. Rund wie ein Kosakensäbel war sein Rückgrat, und mancher Wirbel guckte durch die Haut. Ein wackelig Gerüst war sein

Hinterteil, daran ein dünnes Schwänzlein aufgehängt. Dies also war Rudis Verpflegungsgaul.
Nun ging's hinaus, da die Stadt ihre letzten armseligen Hütten ausgestellt.

Jenseits des Bahngleises begann die trostlos lehmige Unendlichkeit. Von fern her bellten ein paar Geschütze. Manchmal spitzte der Gaul die Ohren, drehte den Kopf leicht zur Seite und trottete weiter.
Rudi war entgegenkommenderweise längst abgestiegen. Ohne dies zur Kenntnis zu nehmen, war der Gaul weiter-getappt. Man müßte eine Gerte haben, dachte Rudi, als die Geschwindigkeit hart am Gefrierpunkt angelangt war. An einer phantasievollen Auswahl zugkräftiger Zurufe zeigte sich der Gaul völlig uninteressiert. Sie waren für deutsche Ohren bestimmt — und der Gaul war ein Russe. Rudi sortierte im stillen: „Da, da" war nichts sagend, auch wenn das anlautende D noch so schmelzend ausgesprochen wurde. Das sonst allgemein anwendbare „Choroschoo" war sinnlos und versagte selbst mit verneinend vorgestelltem „Nje" jegliche moralische Wirkung. Alles Alltag. Fachausdrücke müssen her! Es war vergeben» nachzusinnen. „Plocha!" schrie er dem Gaul schließlich mitten ins Gesicht, was gut deutsch bedeutet: „Ik hab' die Neese voll!" Und siehe: der Gaul verstand. Beistimmend drehte er sein Haupt nach Rudi, dann senkte er grenzenlos langsam den Hals nach der Erde. Dieses war seine letzte Bewegung. Rudi tätschelte und koste, Rudi fluchte, er zerrte und zwickte, er drosch und stampfte — alles vergebens. Aus.
Eines war klar: Die Weiterfahrt mußte erzwungen werden Drüben am Wegrain stand ein wunderlicher Strauch, Auf diesem hatte der liebe Gott gewiß auch ein Zwingrütlein für Rudis Verpflegungsgaul grünen lassen. Dorthin wandte sich Rudi. Kaum war er am Ziel, da hatte sich's der

Gaul überlegt. Als sich Rudi umblickte, trottete er bereits in ansehnlicher Entfernung davon.
Rudi war erschüttert über so viel Falschheit. Es blieb ihm nichts übrig, denn mit seiner Gerte querfeldein dem Gefährt nachzurennen, daß ihm die Lehmpappe um die Ohren flog. Obendrein mußte er «o tun, als wäre nichts vorgefallen; ja, er versuchte sogar, ein unverbindliches Liedlein zu pfeifen.
Ein geschlagenes Stündchen ging alles gut. Dann mußte Rudi von der Landstraße ab, um in einen Feldweg einzubiegen. „Hoitto!" schrie er und zog rechts an. Keine Wirkung. Er nahm den Rappen an seinem verbandelten Kopfgestränge, um ihm die neue Marschrichtung aufzuzwingen. Dieser wandte den Kopf und sah gelangweilt um die Ecke. Über diese Bemühung ging er um keinen Teilstrich hinaus. Da ließ Rudi seine Gerte tanzen. Stumm und steif, mit der Gelassenheit eines Fakirs, stand der Gaul da. Verschleiert stierte sein Märtyrerauge zu Boden, kaum merklich zuckten die Lider unter den Streichen. Klitsch, der saß über Kopf und Hals! Dies mußte selbst einem Asketen hart erscheinen. Mit allen Vieren zugleich sprang der Gaul an. Die Kanister klirrten böse, doch der Wagen wollte nicht mit. Noch ein Streich! Da kam das Verhängnis. Der Gaul geigte, glitt aus, ging in die Knie, kam noch einmal hoch und warf schließlich seine sämtlichen 337 Pfund Lebendgewicht endgültig seinem schreckbleichen Transportleiter zu Füßen. Rudi faßte in seinem Entsetzen da zu, wo er den Gaul zunächst zu fassen bekam. Einige Schweifhaare erwiesen sich als Ausschußware. Schließlich fühlte sich der Gaul doch von einer höheren Macht nach oben gezogen, der sich zu widersetzen schmerzhaft war. Plötzlich stand er auf den Beinen.
Rudi wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Er

sah gedankenlos nach seiner Uhr, die seit einem Vierteljahr stets die gleiche Zeit darbot: sechzehn Minuten über 1 Uhr. Nur noch der Gaul schien sich nach ihr zu richten, denn er ging wieder nicht vom Fleck. Da gab Rudi auf. Er setzte sich auf seine inzwischen fühlbar ausgekühlten Kanister und suchte nach neuen Wegen.

Nach einer Weile hatte er es: er versuchte zu wenden. Auf der Stelle drehte der Gaul und trottete gemütlich nach der Stadt zurück. Nach zwanzig Metern wurde zurückgewendet. An der springenden Stelle versagte der Gaul aufs neue. Nach einem dritten und vierten Anlauf war das kluge Tier auch nicht mehr zur Rückkehr zu bewegen. Da spannte Rudi den Gaul ab und zog ihn hinter sich her. Er folgte anstandslos. Wieder wurde er eingeschirrt, und wieder stand der Ölgötze da, als wäre es Karfreitag und Rudi auf dem Kalvarienberge. Rudi bestieg von neuem seine Kanister und betrachtete die Welt von oben. Ein frostiger Herbstwind beruhigt erregte Gemüter. Allmählich wurde es in Rudi und seinem Rößlein still.
Dann rollte ein Verpflegungswagen des Nachbarabschnittes an. Seine Artilleriepferde wußten sich ihre Last zu schätzen und waren überdies Deutsche. Sie hielten. Da die Kameraden an Rudis Kompanie vorbei kamen, wurde nach kurzer Darstellung seiner hoffnungslosen Lage umgeladen. Die letzte Wärmekalorie war den Kanistern entwichen, aber die Ätzung der hungrigen Mäuler draußen war in letzter Stunde doch noch in den Bereich der Wahr-scheinlichkeit gerückt. „Deutsch ist eben deutsch!" dachte Rudi, als der Wagen davonfuhr, und widmete den beiden Braunen ein warmes Gedenken innerer Verbundenheit.
Spreche ein anderer dagegen: Rudis Gaul war doch ein kluges Tier. Genau hatte er das Klappern der Kanister vermerkt.

Nun wendete er aus freien Stücken und wieherte sogar dabei. Rudi war gerührt. Er hatte gerade noch Zeit, sich auf den Wagen zu schwingen. Er lehnte sich zurück, hüllte sich in seine Decken und überließ den Gaul seinem Trott. Die ersten rosaroten Wölkchen kündeten den Abend an.
Eine Stunde oder auch mehr mochte das Fuhrwerk so der Stadt entgegengerattert sein, und es schien, als wollten sich Fahrmann und Gaul wenigstens jetzt vertragen. Allmählich war es dunkel geworden. Die ersten Häuser der Stadt waren erreicht.
Da geschah das Unfaßbare: der Gaul stand wieder still. Nochmals probte Rudi alle Mittel durch, ihn in Gang zu bringen. Es war vergebens. Einige Zivilisten liefen zusammen. Sie redeten wirres Zeug und griffen auf Rudis Geheiß aufopfernd zu. Teils zogen und zerrten, teils schoben sie. Schließlich standen sie staunend um den Fall herum. Rudi zog sich still auf seinen Wagen zurück. Er hüllt sich in Stroh und Decken. Nur eine Frage beschäftigte ihn noch: wer nun eigentlich die Neese voller hätte, er oder sein Gaul.
Darüber ward es Nacht. Die Leute hatten sich längst verlaufen. Aus dem Sternenhimmel sank ein glitzernder Frost Er setzte sich Rudi in den Pelz, daß er endlich aus seinem Dösen erwachte. Er sprang vom Wagen, schüttelte den Frost aus den Knochen und spannte den Gaul ab. Er hängte das Halfter an den Arm und zog an. Einträchtig folgte der Gaul.
Nun beginnt die Angelegenheit „Rudi kontra Gaul" im Sande zu verlaufen. Nach längerer Fußwanderung lieferte Rudi den Rappen sang- und klanglos bei seinem Stallmeister ab. Ein Versuch, den Standort des Wagens zu erklären, schlug fehl. Da lief er so davon. Um Mitternacht hatte Rudi das „grasgrüne Tor" erreicht

Er erstattete eine überaus kurze Meldung über sein Tagewerk und stieg nach seiner Behausung. Dann rollte er sich in seine Decken ein. „Ik hab' die Neese voll!" sagte er noch und dann nichts mehr.
Und ich behaupte nochmals, er hat die Wahrheit gesprochen.
Der Verpflegungsgaul wurde tags darauf von der Ortskommandantur für

Stadtfahrten beschlagnahmt. Verpflegung hat er seither nie wieder gefahren. Aus Rudi aber soll noch ein guter Kutscher geworden sein.

SS – Uschaf. Fritz Benesch

Der Kreiselfang

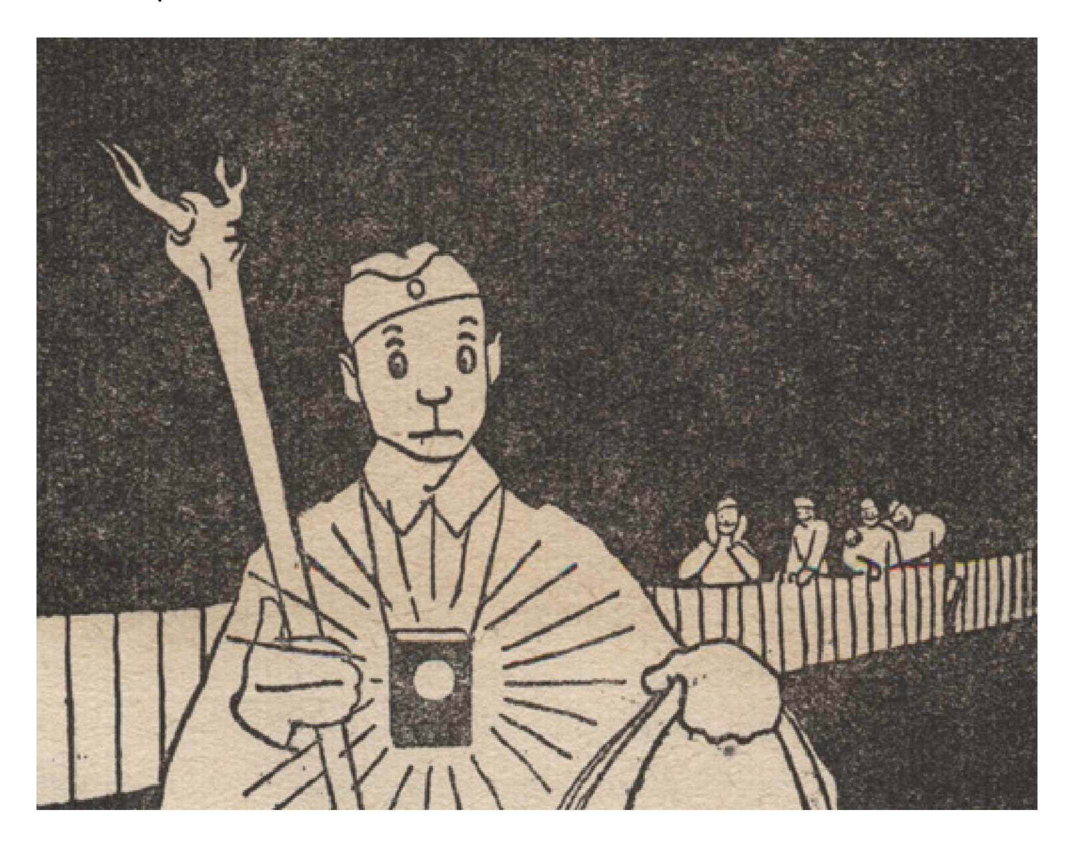
Die Kompanie lag nach dem Abschluß des Waffenstillstandes mit Frankreich im Sommer 1940 in Burgund. Der gute Wein, den es dort zu trinken gab, ward an manchem lustigen Geschehnis schuld. Da war unter uns, die wir meist aus München gekommen waren, ein Norddeutscher namens Alfons, der mächtig angab und sich gern als einen Jäger von Gottes Gnaden hinstellte.
„Na", tagte eines Tages unser lustiger Ignaz, ein echter Bergbursche mit fröhlichen Augen und einem schlagfertigen Mundwerk, „na, Alfons, aber den Kreisel, den es bei uns im Gebirge gibt, und den ich auch hier schon im Schloßpark gesehen hab', den kennst du gewiß nicht."
„Einen Kreisel, was ist denn das?" sagte Alfons unmutig darüber, daß es ein Tier gab, das er nicht kannte.
„Ja", entgegnete Ignaz und stellte das Gewehr, dag er gerade reinigte, in die Ecke. „Der Kreisel, das ist eine Art Gemse ohne Hörner. Wenn du so ein gewiegter Jäger

bist, so sollte es für dich doch leicht sein, einen Kreise! in unsere Bratpfanne zu liefern. Man darf allerdings dem Tier nicht mit dem Gewehr zu Leibe gehen, es gibt da ganz andere Methoden, um es zu fangen. Der Jäger muß sich mit einer leuchtenden Taschenlaterne zur Nachtzeit auf eine Lichtung stellen und in der rechten Hand einen Mordsprügel, in der Linken einen Sack halten. Dann streifen die Treiber durchs Gebüsch, scheuchen das Tier, auf, und schnurstracks läuft der Kreisel auf das Licht zu."
„Hm", brummte Alfons. „So etwas von Jagd habe ich auch noch nicht gehört. Ich glaube, du willst mich verkohlen."
„Brauchst es ja nicht zu glauben", sagte Ignaz kühl und rief uns alle zum Zeugnis dafür an, daß er die Wahrheit sagte.
Und wir bestätigten gern, daß es in Bayern allgemein bekannt sei, so und nicht anders fange man den Kreisel
„Wir könnten es ja einmal probieren", schlug Ignaz vor, „ich hab' bestimmt hier im Schloßpark schon Kreisel gesehen. Wißt ihr was, der Alfons ist der Jäger, und wir alle machen die Treiber."
Alfons hatte keine rechte Lust, aber schließlich, da man seine Tüchtigkeit als Jäger anzweifelte, übernahm er die Aufgabe, einen Kreisel zu fangen, im Sack versteht sich. „Ich haue dem Vieh einfach mit dem Prügel eine aufs Hirn", sagte er siegesgewiß.
So stellten wir also alle die Gewehre weg und verließen unser Quartier. Lustig trollten wir die nächtliche Parkstraße hinunter und waren auch bald in dem wald-ähnlichen Gelände am Stadtrand angelangt. Unseren Alfons stellten wir an eine Wegkreuzung, befestigten eine brennende Taschenlaterne an einem seiner Rock-

knöpfe, druckten ihm Stock und Sack in die Hände und verschwanden nun ringsum im Dickicht, um unserer Aufgabe als Treiber nachzukommen. Wir raschelten gewaltig im Laub, knackten die Zweige, zischten und pfiffen — Alfons aber stand währenddessen, wie wir im Licht des Mondes und im Schein der glimmenden Taschenlaterne feststellen konnten, reglos wie eine Bildsäule an

seiner Wegkreuzung, bereit, den armen Kreisel zu erledigen, so bald das Tier sich auf der Lichtung zeigte. Sicher dachte er- jetzt daran, daß er es uns schon zeigen wollte, wie man sich als vollendeter Jäger zu benehmen habe.

Plötzlich aber, während wir für einen Augenblick mit unserer Treibjagd innehielten und uns verschnauften sahen wir durch die Büsche, wie ein Feldwebel der Feldpolizei in den Lichtkreis unseres' Alfons trat und mit



erhobener Stimme schrie: „Zum Donnerwetter, was machen Sie da? Ah, Stock, Sack und Taschenlampe, ich verstehe! Sie sind auf Kreiseljagd! Ja, haben Sie denn noch nicht gewußt, daß der Kreiselfang ausdrücklich von der Kommandantur verboten worden ist?"
Alfons erwiderte etwas darauf, da aber seine Stimme ehr kleinlaut geworden war, verstanden wir ihn nicht.
Desto deutlicher hörten wir abermals die Worte des Feldwebels: „Ja, es tut mir leid, ich muß Sie verhaften, die Sache kann für Sie natürlich die dümmsten Folgen haben, aber Sie hätten sich das vorher überlegen müssen. Der Kreisel ist ein höchst seltenes Tier, es ist strengstens untersagt, irgend etwas gegen seine Existenz zu unternehmen."
Alles Reden nützte unserem Alfons nichts, der Feldwebel nahm ihn am Arm und forderte ihn auf, gutwillig mitzugehen. Betrübt senkte der Missetäter seinen Kopf, er machte sich offenbar auf mehrere Tage schweren Arrestes gefaßt.
Wir Treiber aber verschwanden schleunigst durch einen Seitenweg aus dem Park. Ignaz führte uns und kam mit uns so zeitig wieder im Quartier an, daß wir schon alle am Haustor standen, als der Feldwebel mit unserem recht geknickten Alfons daherkam.
Ignaz trat vor: „Ja, Herr Feldwebel, wen bringen Sie denn da? Das ist ja unser Alfons! Ach Gott, wie der Bursche aussieht, er kann gar nicht mehr reden, schaut

ihn nur an. Was hat denn der Junge angestellt, wenn die Frage erlaubt ist?"
„Eigentlich geht Sie das gar nichts an", antwortete der Feldwebel barsch, „aber wenn Sie es schon genau wissen wollen, auf Kreiselfang ist der Kerl ausgegangen."

„Nein, so etwas, man sollte es nicht glauben", antwortete Ignaz und schüttelt den Kopf, als hätte Alfons das größte Verbrechen der Weltgeschichte begangen.
Doch dann redete Ignaz dem Feldwebel gut zu, er möchte für ein paar Minuten in unser Quartier hereinkommen, man müßte einmal über die ganze Sache sprechen, vielleicht könnte man jetzt sofort hier das Verhör einleiten und das Protokoll aufnehmen.
Erst nach langer Fürsprache willigte der Feldwebel ein, wir zogen allesamt in unser Kameradschaftszimmer, einer machte den Schreiber und notierte alle Aussagen, oh, es ging hoch her; Alfons wurde charakterlich geprüft und gewogen, er saß auf der Armesünderbank, schwitzte Blut und Wasser, während wir rings um den Tisch hockten und eine Flasche Burgunder nach der anderen entkorkten. Auch unserem Feldwebel schenkten wir tüchtig ein und zwinkerten Alfons dabei vielsagend zu: wenn sich der gestrenge Feldwebel bei uns wohl fühlte, konnte wohl auch das Schuldkonto des Alfons nicht so hoch werden. Ja, der Übeltäter begann sichtbar wieder Hoffnung zu schöpfen, einmal lachte ihm sogar der Herr von der Feldgendarmerie ins Gesicht, und einmal schlug er ihm wohlwollend auf die Schulter, der Burgunderwein schmeckte nicht schlecht, das muß man sagen.
Der einzige, der in unserer Runde ganz nüchtern blieb, war wohl der Kreiseljäger. Nun, der Feldwebel nahm ihn am Ende der langen Sitzung nicht auf die Wache mit, er sagte nur, wir würden morgen mehr von ihm hören, und zog dann in die Nacht hinaus . . .
Am anderen Tag erbarmten wir uns endlich des tief gebeugten Sünders, wir verliehen ihm den großen Kreiselorden, den ein Zeichner unter uns aus Pappdeckel kunstvoll

zurechtgeschnitten und mit einem hörnerlosen Gemsbock bemalt hatte. Jetzt erst merkte Alfons aus unseren Reden, daß es kein Kreiseltier gab, und daß wir ihn — einen passionierten Jäger — auf seinem eigensten Gebiet zum Narren gehalten hatten. Und er begriff, daß der Feldwebel von der Feldpolizei von uns bestellt worden war und gern an unserer Verschwörung teilgenommen hatte.
Ein Gutes hatte die Sache doch: Alfons war mit seinem
Mundwerk nicht mehr 80 vorwitzig, und von seinen
großen Jagderfolgen hörten wir überhaupt nichts mehr.

Kriegsverwaltungsrat Hermann Gerstner

Der Hahn Pocki

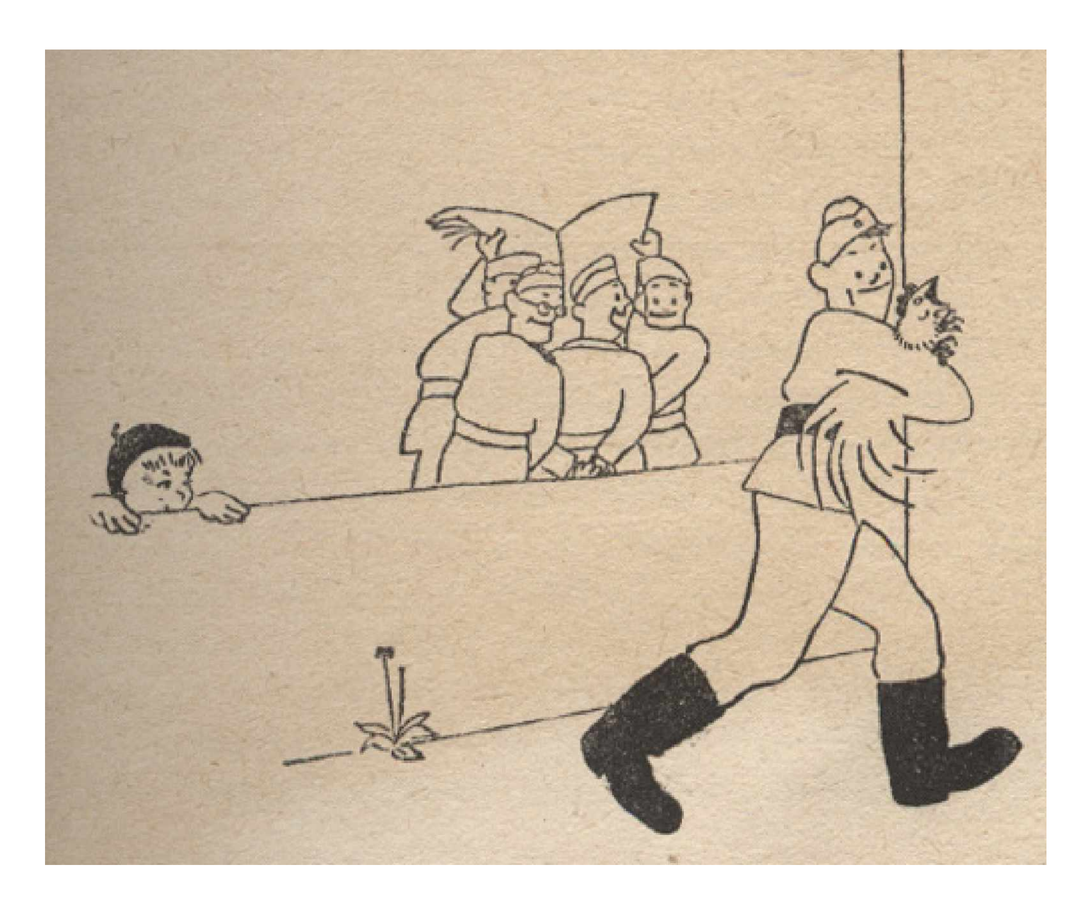
Daß Soldaten meistens große Tierliebhaber sind, ist ja bekannt. Bei vielen Truppenteilen befinden sich Affen, Hunde, Katzen, Vögel, Meerschweinchen und sonstige Tiere. Von den Tieren, die die Wehrmacht unbedingt braucht, soll hier nicht die Rede sein. Von dem Hahn Pocki. der unfreiwillig Soldat werden mußte, will ich erzählen.
In einer alten Festungsstadt im Sudetengau wurde eine neue Spezialeinheit aufgestellt. Die Züge waren mit bespannten Geschützen ausgerüstet. Untergebracht waren die Pferde in einer alten Kaserne, in der auch Zivilpersonen wohnten. Am Tage, wenn die Pferde vor den Ställen angebunden und gepflegt wurden, stolzierte Pocki herum. Er war sehr neugierig und war recht zufrieden

über den größeren Verpflegungszuschuß. Der Zugführer und die Unteroffiziere hatten ja nun genügend Zeit, wenn Pferdepflege war, um sich mit Pocki zu beschäftigen. Ja. Pocki war ein kleiner Zwerghahn, der von seinem Besitzer dressiert war Legte man Pocki auf den Rücken, blieb er ruhig

liegen, und mau sollte annehmen, daß er tot sei. Warf man ihn in die Luft, fing er an zu krähen, wenn er wieder festen Boden unter sich hatte. Setzte man ihn auf die Schulter oder auf den Kopf, so flog Pocki nicht herunter, sondern blieb ruhig sitzen und ließ sein ruhiges Kraaak-kraak hören.

Alle diese Dressurakte mußte nun Pocki täglich Dutzend Mal über sich ergehen lassen. Es war für ihn zuletzt eine Selbstverständlichkeit. So wurde und war dieser kleine Hühnervater der Liebling von allen Soldaten. Es kann jedoch der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem Nachbar nicht gefällt. So war es auch hier. Der Zug, der unserem gegenüber lag. interessierte sich natürlich auch für unseren Pocki. Es kam erst zu kleineren Keilereien, die aber stets unter den beiden Zugführern wieder geschlichtet wurden. Unser Zugführer war aber ein alter Haudegen, dreizehn Jahre hatte er schon im Hunderttausend-Mann-Heer gedient. Jetzt war er auch schon wieder längere Zeit Soldat. In seinem Dienstgrad war er Oberwachtmeister, und daß er mit allen Wassern gewaschen war, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Jedenfalls, was uns am meisten freute, er brachte Pocki. wenn dieser einmal beim Nachbar war, immer wieder zu uns zurück.

Nach zwei Monaten hieß es dann abrücken. Jetzt wurde die Sache aber brenzlich Der Nachbarzug hatte sich schon geäußert, daß er Pocki mitnehmen wollte. Dazu hatte er aber kein Recht. Wir allerdings auch nicht, denn Pocki gehörte ja einem Zivilisten. Auf die alte Tour, so hintenherum, waren schon ein paar Mal Spähtrupps bei Pockis Herrn wegen der käuflichen Erwerbung unseres Lieblings gewesen. Jedes Mal mußten die Spähtrupps ohne Erfolg zurückkehren. Dieser Futtermeister, von Beruf Polizeibeamter, wachte mit Argusaugen über Pocki. Die Erregung



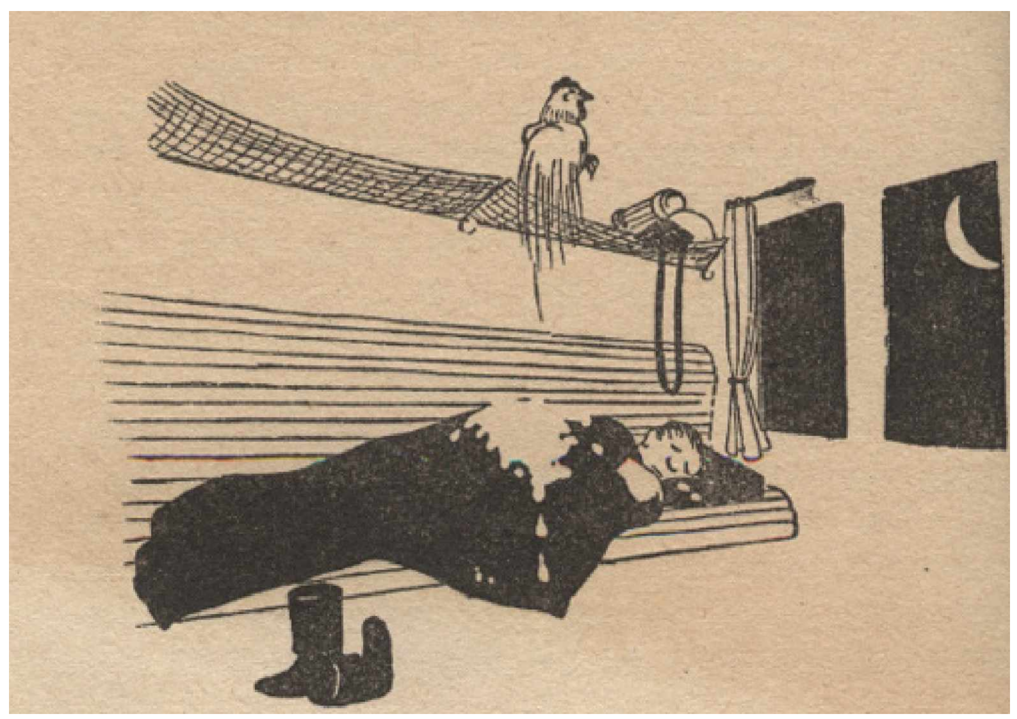
im Zuge wuchs mehr und mehr, je näher der Abmarschtag herankam. Zwei Tage vorher wurde Pocki gegriffen und in die Futterkammer eingesperrt. Er war aber damit nicht einverstanden gewesen, und infolge des lauten Krähens wurde er eine Stunde später in Freiheit gesetzt. Was sollten wir nun bloß machen? Der Besitzer könnte ihn am Tage des Abmarsches einsperren. Auch der Nachbarzug hätte ihn fangen können. Einige Kameraden von uns behaupteten sogar, er wäre infolge der bisherigen Pflege und Fütterung in unseren Besitz übergegangen. Unser Zugführer schaute uns dieser Tage an, als wollte er uns sonst wo hinjagen „Wehe dem", sagte er nur, wir aber wußten alles.
Morgens um 9 Uhr war Abrücken zum Bahnhof. Pocki war schon lange wach und wunderte sich, daß man so wenig Notiz von ihm nahm. Der Futtermeister, obwohl er alle

Hände voll zu tun hatte, wachte mit Argusaugen über ihn Plötzlich kommt der Futtermeister aus dem Stall gesaust, packt Pocki, und schon war er weg mit ihm. Noch nie und nie wieder habe ich den Futtermeister so laufen gesehen. Pocki war weg und blieb verschwunden. Aber trotz der Geschwindigkeit hatte diese Affäre ein kleiner sechsjähriger Junge gesehen. „Alles fertig zum Abmarsch!" wird dem Zugführer gemeldet. Zugführer und Futtermeister sahen sich an, verziehen keine Miene, und trotzdem war eine Meldung über Pocki gemacht worden.
Der Gefechtswagen war laut Befehl schon abgerückt. Wo war Pocki? Als wir auf dem Verladebahnhof ankamen, waren zwei Züge gerade mit der Verladung beschäftigt. Infolgedessen mußte unser Zug warten. Der Zugführer musterte unseren Gefechtswagen eingehend. Zufrieden kehrte er zu uns zurück. Obwohl der Verladebahnhof abgesperrt war, wurde ein Zivilist im Alter von ungefähr 54 Jahren durchgelassen. Plötzlich war er bei unserem Zugführer, schimpfte und knurrte und sprach mehr mit den Händen als mit dem Mund. Leider konnte ich nicht alles verstehen Daß es sich um Pocki handelte, war mir von vornherein

klar. Folgendes konnte ich aber doch verstehen: „Das ist Vandalismus, das Tier habe ich dressiert. Ich bin im Weltkrieg gewesen und spreche fünf Sprachen. Ich habe schon mit dem Rittmeister gesprochen. Der andere Zug hat ihn nicht. Sorgen Sie dafür daß ich ihn wiederkriege. Ihre Leute müssen Ihn haben."
Was wird wohl unser Zugführer machen? Aber der stand da, hatte die größte Ruhe, als ginge ihn das alles gar nichts an. Dann sagte er: „Ja, das mit dem Hahn ist eine dumme Sache, wenn ich jetzt den Zug antreten lasse und frage, wo ist Pocki, weiß keiner etwas davon, dann würde

sich keiner melden. Die Leute wissen, daß so etwas nicht gestattet ist. Das Ende vom Liede wäre, Pocki wird dann irgendwo in die Freiheit gesetzt und kommt dann um. Ich will Ihnen aber eine Entschädigung für den entstandenen Schaden zukommen lassen. Sie bekommen eine kleine Büchse Leberwurst, eine kleine Büchse Rindfleisch und 1 RM. Die Lebensmittel sind für Ihre Frau, und mit der einen Mark sollen Sie Ihren Ärger stillen. Wenn Sie Pocki geschlachtet hätten, würden Sie nicht so viel Fleisch und Wurst von ihm bekommen haben." — Es wurden zwei Dosen geholt, der Zugführer nahm seine Geldbörse heraus und übergab Dosen und Geld dem Zivilisten.
In kurzer Zeit waren die beiden Züge verladen, und auch unser Zug war bald von der Verladerampe verschwunden. Plötzlich war der Rittmeister da. „Zugführer, Oberwachtmeister X ... soll mal zu mir kommen", lautete der Befehl. „Oberwachtmeister X ... zur Stelle", lautete die Meldung unseres Zugführers. In seiner Größe stand er da. Er verzog keine Miene. „Wo ist der Hahn? Sie müssen den Hahn haben", sprach der Rittmeister. „Jawohl, Herr Rittmeister, den Hahn haben wir. Der Hahn ist von uns bezahlt worden", war die Antwort des Zugführers. „Danke", sagte der Rittmeister. Der Zugführer grüßte, verzog keine Miene, machte kehrt, und fort war er.
In seinem Abteil aber wurde der Zugführer von Pocki, der oben im Gepäcknetz saß, durch ein lautes Krähen begrüßt. „Das wäre gelacht", sagte er vor sich hin und legte Kartentasche usw. ins Gepäcknetz.
Der Transportzug setzt sich in Bewegung. Pocki saß oben im Gepäcknetz und sah durch das Fenster. Vermutlich war dieses seine erste Eisenbahnfahrt. Am Abend legt sich unser Zugführer lang auf die Bank und deckt sich mit

einer Decke zu. Leider ist nun aber ein Gepäcknetz mit Löchern versehen. Alles, was Pocki während der Nacht durch das Netz fallen ließ, fiel auf den Schlafenden. Am andern Morgen sah die Schlafdecke sowie das Abteil schlimm aus. Obwohl jeden Tag das Abteil gereinigt wurde, war infolge des Geruchs, der Fütterung usw. das Abteil zu einem kleinen Hühnerstall geworden. Pocki mußte nun wegen feuchter Wohnung ausziehen und kam zu den Pferden im Güterwagen. Hier konnte er sich frei bewegen, auch hatte er mehr Platz. Zweimal wäre er bald aus dem fahrenden Transportzug geflogen, aber im letzten Augenblick hatte ihn doch ein Landser erwischt Pocki mußte nun, da er zweimal „Fahnenfluchtversuch" gemacht hatte, an einem Bein gefesselt werden, so daß Fluchtversuche unterbunden wurden. Nur bei längerem Halten des Transportzuges wurde Pocki von der Fessel befreit.



Auf einem Bahnsteig entstand eine wilde Jagd. Pocki war ausgerückt und lief unter verschiedenen Güterwagen durch. Wenigstens zwanzig Landser waren damit beschäftigt, Pocki wieder einzufangen. Viele Hunde sind des Hasen Tod. Eine Bestrafung Pockis für diesen Fluchtversuch erfolgte nicht. Endlich waren wir auf unserem Bestimmungsbahnhof angekommen.
Den Zwanzig-Kilometer-Marsch bis zu unserem Standort verlebte Pocki in stolzer Höhe auf dem Gefechtswagen, aber gefesselt. Unsere Pferde wurden in Barackenställen untergebracht. Am Tage spazierte Pocki im Freien und auf der Stallgasse herum. Nachts schlief er unter dem Dach auf einem Balken. Infolge des größeren Dienstes konnte Pocki nicht mehr so viel beobachtet werden, so daß er sich oft den ganzen Tag mit anderen Hühnern herumtrieb. Sein Verkehr mit polnischen Hühnern machte ihm gar keine Gewissensbisse.
Eines Tages wurde unser Zugführer aus dienstlichen Gründen plötzlich versetzt. Auch Pocki war plötzlich stillschweigend verschwunden. Der Zugführer hatte ihn mitgenommen, darüber waren wir uns vollkommen klar. Schweren Herzens mußten wir uns von unserem Zugführer Oberwachtmeister X... und Pocki, dem Hahn, trennen.

Ofw. Ft. Kühne

Zwischen den Fronten

„Der Weg ist nicht zu fehlen. Am Maisfeld entlang biegt er an dessen Ende halblinks in den Grund ab. Dort steht das Haus. Zwei Heuschober bleiben links liegen."
An diese Beschreibung mußte Unteroffizier K. denken, als er kurz nach 19.30 Uhr zur B-Stelle ging, um dort die Wache zu übernehmen. Der Himmel war zwar bedeckt, aber die wenigen schüchtern herunterblitzenden Sterne erlaubten eine geringe Sicht. Der Soldat ging den Weg zum ersten Mal. Er richtete sich nach den Heuschobern. Gleich würde er den dunklen Streifen des Rübenfeldes erreichen, dem sich das Maisfeld anschloß. Doch die gelbbraunen, raschelnden Stauden

ließen auf sich warten. Verdammt, sollte er sich verlaufen haben auf diesem Weg von höchstens 300 m Länge?
Lag da nicht der Erdbuckel, in den die B-Stelle eingebaut war? Nein, beim Näher kommen zeigte sich eine Strohmiete. Wieder glaubte der Unteroffizier seinen Beobachtungsstand entdeckt zu haben, wieder narrte ihn ein Schober. Kein Zweifel, er hatte sich verirrt. Er rief einmal, zwei-, dreimal. Kein Widerhall als das sanfte Brausen des Windes, der stetig über die Weite der Ebene dahin strich.
Wenn er eine Lampe bei sich gehabt hätte oder wenigstens ein Feuerzeug oder Streichhölzer, deren Aufleuchten seinen Standort weithin verraten hätte. Nichts von allem.
Da entschloß sich der Verirrte, den Weg rückwärts zu gehen. Er mußte das Haus wieder finden. So schwer konnte dies nicht sein. Der Soldat fluchte über seine Fahrlässigkeit, sich nicht wenigstens einen Stern gemerkt zu haben, der ihm jetzt die Richtung hätte weisen können. Schon

über eine Stunde irrte er umher. Seine Kameraden würden ungeduldig auf ihn warten. Ob sie ihn vielleicht suchten? Doch das wäre Irrsinn, und nur ein Zufall hätte sie ihn finden lassen.
Indes reihten sich die Minuten zur zweiten Stunde. Noch immer nicht war der Talgrund mit dem Haus gefunden. Der Verirrte schüttelte den Kopf und fragte sich, wie dieser Irrgang wohl enden würde. Die Antwort blieb er »ich schuldig, zumal ihn steigende Müdigkeit überfiel.
Halt! Hier war eine Hecke. Es ging merkbar nach unten. Seiner Schätzung nach mußte er sich links halten. Er stolperte über einen Draht. Sicherlich führte diese Leitung zu seinem Haus. Ihm fiel ein, daß dort auch eine Krankenstube der Infanterie war. Die Leitung in der Hand, ließ sich der Soldat von ihr führen. Andauernd klemmte aber der Draht im gefrorenen Boden oder verhakte sich an einer Pflanze. „Zum Kotzen!"
Plötzlich tauchte aus dem Dunkel ein Haus auf. Der Unteroffizier atmete auf, um gleich wieder besorgt zu sein. Das war nicht sein Haus, denn dahinter erhoben sich schemenhaft drei andere Gebäude, von einer Pappelgruppe halb verdeckt. Sollte es etwa der Bataillonsgefechtsstand sein? Es durchzuckte ihn. Sein Gedächtnis warnte ihn Hatte er nicht am Vortage durch das Scherenfernrohr beobachtet, wie die Infanteriegeschütze diese Häusergruppe und Bäume zum Ziel genommen hatten? Folglich konnten nur Bolschewiken dort sitzen. K. entsicherte die Pistole. Er überlegte, ob er dennoch in das Haus gehen sollte, um die Bolschewisten als Gefangene fortzuführen. Doch schon meldeten sich Vorsicht und Zweifel. Es würde nicht ohne Lärm abgehen, und wahrscheinlich würden die Sowjets aus den beiden anderen Häusern heranstürzen, um die Ursache

des Geräusches zu erfahren. Außerdem waren bestimmt Wachen aufgestellt, die ihn leicht bemerken könnten, oder — heiß durchlief es ihn — die Bolschewiken lagen in den Schützenlöchern und würden ihn abfangen. Wo wollte er, der Verirrte, die Gefangenen hinbringen? K. bedauerte, daß er über keine Handgranate verfügte, die er den Bolschewisten als Gruß durch das Fenster hätte schicken können. Gerade jetzt nämlich verschwanden die Sterne, und die Dunkelheit hatte ihn vor der Verfolgung geschützt. Derweilen war der Soldat zurückgeschlichen. Da lagen die Schützenlöcher, schwarz, leere Gräben. Vielleicht hatte sie der Gegner überhaupt verlassen, oder die Ruhe auf deutscher Seite — sie lagen in Verteidigung — hatte ihn so sorglos gemacht.
K. gewann die Anhöhe und schritt eilig aus. Der letzte Stern hatte sich hinter Wolken verkrochen, auch nahm der Wind zu. Sollte er weiterirren? Die

feindlichen Linien lagen hinreichend weit hinter ihm, es war also kein Wagnis, an etwas Schlaf zu denken. Wie ein Maulwurf sich in die Erde wühlt, so grub sich der Verirrte an der Windschattenseite eines Strohschobers eine Höhle in das Stroh. So müde er auch war, der Schlaf wollte ihn aber nicht beglücken. Die Gedanken trieben unstet durch den Kopf. Leuchtkugeln stiegen gen Himmel. „Hier sind wir!" riefen sie wie zum Hohn dem einsamen Soldaten zu. Wenn sie doch etwas länger leuchten wollten, damit er sich mit ihrer Hilfe zurechtfinden könnte. K. vermißte jetzt schmerzlich die Mündungsfeuer der eigenen Geschütze. Sie hätten ihm den Weg gewiesen. Die Front aber schlief. Nur von links trug der sausende Wind fernen Geschützdonner zu ihm. Dort standen von Reichenaus Divisionen im ungestümen Vormarsch auf Charkow.

Dem Soldaten fielen Geschichten von Verirrten ein. Auf der Dnjeprinsel waren mehrfach Essenholer wider Willen nachts zum Feinde übergelaufen. Oder die Geschichte von jenem Infanterieleutnant, der, von einem Kontrollgang nachts heimkehend, plötzlich merkte, daß er nicht allein in seiner Stube stand. Zwei Bolschewiken waren ihm durch Nacht und Regen gefolgt und hatten geglaubt, daß unter der Zeltbahn einer ihrer Kameraden stecken mußte. K. mußte lächeln bei dem Gedanken, wie überrascht wohl beide Seiten dareingesehen hätten. Ja, so konnte es einem ergehen in dieser scheinbar ebenen Landschaft, die aber plötzlich mit nicht einzusehenden Senken und tiefen Tälern den Soldaten überraschte.

Mäuse raschelten quiekend im Stroh, draußen sang der Wind. Darüber schlief der Verirrte endlich ein.

Motorengeräusch weckte den müden Schläfer. Der Mißton einer feindlichen Autohupe zerriß die morgendliche Stille. Auch undeutliche Menschenstimmen klangen herüber. Waren es Sowjets? Stellten sie wieder Panzer zum Angriff bereit wie vor zwei Tagen, als ihn unsere Pak und Flak aufhielt?

Die Morgenkühle kroch durch das Stroh. Der Soldat stand auf, reckte die klammsteifen Glieder. Zur Not konnte er sich im Morgengrauen auskennen. Nicht weit vor ihm lag ein Dorf, von dort hatte er die Motoren gehört. Es mußte J. sein. Doch wer konnte ihm sagen, ob es in deutschen Händen war?

Langsam rötete sich der Himmel. Da die eigene Batterie nach Nordosten schoß, mußte K. nach Westen gehen. Ab und zu blieb er stehen, um nach dem Waldstück zu schauen, darin die eigenen Geschütze standen.

Lag sie nicht dort, weit links, als schmaler Streif vom

Horizont abgehoben? In Höhe mit dem rechten Waldrand, ein Kilometer davor, lag die B-Stelle. Endlich tauchte der sehnlichst gesuchte Erdbuckel auf.

Der Oberleutnant stand am Scherenfernrohr. Erwartungsvoll lächelnd hörte er die Meldung.

„Unteroffizier K. zur Stelle." Er berichtete knapp. „Na, Sie wollten wohl zu den Rußki überlaufen?"

„Nein, ich hatte meinen Passierschein verloren", parierte K. den Scherz.

11,5 Stunden hatte er also für den kurzen Weg gebraucht. Ein Blick durch das Scherenfernrohr bewies K. daß er wirklich drüben beim Feind gewesen ist. Der lief geschäftig umher oder stand an einen Heuschober gelehnt und ließ sich von der Morgensonne wärmen. Sie benahmen sich wie sorglose Kinder.

Zwei Tage später mußten aber die Bolschewisten einsehen, daß schließlich das Laufen doch der bessere Teil ihrer Tapferkeit ist.

Uffz. Rudolf Alt

Abenteuer auf der Stallgasse

Was, ein Abenteuer auf der Stallgasse? Kann denn überhaupt auf der Stallgasse ein Abenteuer passieren? In einem Pferdestall ereignet sich doch nichts, was des Erwähnens wert wäre? 0 doch, ich werde hier das Gegenteil beweisen. und derjenige, dem diese kleine Episode widerfahren ist, der ist bestimmt auch anderer Meinung. Es kann sich dort sehr viel ereignen, man muß nur umsehen und gut aufpassen. Also, herhören!
Bei Tageslicht sieht sich so ein Stall anders an als bei Nacht, wo man ihn nur im Scheine einer schwachen Laterne sieht.

Er war ja auch bei Tage oft genug dort und kloppte seine „Striche". „Lang den Arm und krumm das Knie, da? gibt Striche wie noch nie."
„Wer 60 Striche hat, der kann abtreten." Das wirkte. Die Älteren waren im Nu fertig, aber bei den Jüngeren wollte es nicht so recht vom Fleck; bis sie dahinter kamen, daß der Kalk auch weiß ist, ihn mit der Kartätsche von der Wand gestrichen und ihn auf den Striegel gebracht, gibt auch gute Striche.
So kannte er den Stall. Heut hatte er das erste Mal eine Stallwache, er gehörte noch zu den Jüngeren; aber den alten Kniff mit dem Kalk kannte er auch schon. Er wußte genau, wie viel Pferde im Stall standen, es stand ja auch an der schwarzen Tafel vom „Futterich" mit Kreide aufgeschrieben Am Eingang hing sie, jeder konnte sie sehen. Bei Tage putzte er seine Pferde, genau wie die anderen auch. Seine Wache begann ja erst, wenn niemand mehr im Stall war. „Durchtränken!" schallte der Ruf des Futtermeisters durch den Stall. Alles lief mit Eimern, um den Durst der vierfüßigen Kameraden zu stillen. Heu wurde vorgelegt, und der Stall hatte wieder Ruhe. Audi die Stallwache. Der erste Posten machte seine Runde. Es war schon etwas kühl, aber im Stall bei den Pferden war es warm Nach zwei Stunden mußte er ihn ablösen, dann war er an der Reihe. Jetzt konnte er noch etwas schlafen. Der Ammoniakgeruch und das Klirren der Halfterketten ließen ihn vorerst nicht zur Ruhe kommen. Er war kaum eingeschlafen, träumte gerade von seinem letzten Ausgang, da wurde er geweckt.
Die Reihe war an ihm. Nun mußte er seinen Gang durch den nun nächtlichen Stall antreten Er zog sich den Mantel an, schlug den Kragen hoch, klemmte seine Laterne unter den Arm und zog los.

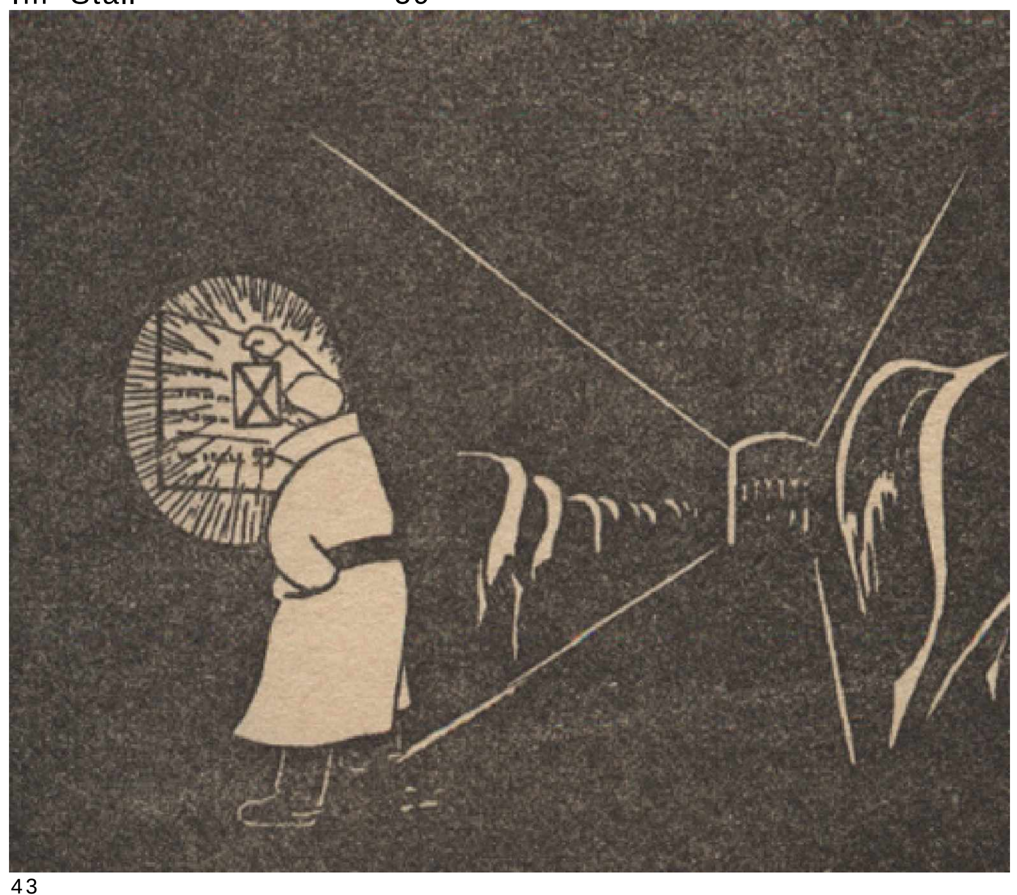
Er konnte knapp fünf Meter weit sehen, weiter reichte der Schein seiner Laterne nicht. Sein Schritt klang langsam und schwer auf den Fliesen der Stallgasse, er zählte die Schritte vom einen Ende zum anderen, nur um sich die Zeit zu verkürzen. Zwei Stunden waren doch eigentlich eine lange Zeit, sie wollte auch gar nicht vergehen. Es waren erst 20 Minuten um. Noch über IK Stunden mußte er wachen. Was waren das für Schritte hinter ihm? Dort lief doch etwas? Ein Pferd hatte sich losgebunden und ging auf dem Damm spazieren. Es war wieder still, sobald er sich umdrehte. Ja, Pferde sind nun ein mal schlauer als mancher Mensch, es ahnte wohl, daß es wieder angebunden werden sollte, und verschwand prompt auf irgendeinem Platz, es fragte auch nicht danach, ob dieser Platz auch der eigene war, es machte Besuche.
Der Besuchte schien aber davon gar nicht erbaut, er keilte aus, daß der Flankierbaum krachte. Da mußte der Posten erst beide zur Ruhe und den Ausreißer an seinen richtigen Platz bringen.
Die zwei Stunden wollten und wollten nicht vergehen, und von morgens um 3 bis 5 Uhr mußte er noch einmal stehen. Jetzt zählte er die Pferde. Es mußten 59

sein, es stand ja vom Futtermeister angeschrieben, draußen an der schwarzen Tafel. Er wußte es genau. Im ganzen waren es 61, zwei waren im Krankenstall, mußten noch 59 hier sein Bis 58 kam er, dann war es aus. Man kann sich ja verzählen, noch dazu nachts im Stall, wo man kaum fünf Meter weil sehen konnte. Also noch einmal. Ja, bei 58 war wieder Schluß. Hier stimmte doch etwas nicht, es müssen doch 59 Pferde sein. Er zählte wieder, abermals 58. Das ging doch nicht mit rechten Dingen zu, es kann doch kein Pferd verschwinden. Noch einmal. Wieder 58. Die Türen waren

42

doch alle geschlossen, er überzeugte sich vorsichtshalber noch einmal davon. Ja, sie waren zu, rausgelaufen konnte keins sein. Es kann sich doch aber nicht in der Luft auflösen, irgendwo mußte es doch stecken, aber wo? Jetzt schien es ihm aber doch nicht mehr so ganz geheuer. Er ging noch einmal zu der großen, schwarzen Tafel. Ja, dort stand es, weiß auf schwarz:

Anzahl der Pferde	61
Im Krankenstall	2
Kommandiert	---
Im Stall	59



43

Da ließ sich nichts dran ändern, es fehlte ein Pferd. Noch fünf Minuten bis zu seiner Ablösung, Sollte er es dem nächsten Posten sagen? Vielleicht findet sich das Pferd wieder an. Man kann ja um 3 Uhr bei der nächsten Runde noch einmal zählen. Sicher hatte er sich nur verzählt. Es kann ja auch schließlich kein Pferd verschwinden. Gute Nacht auf vier Stunden.
Er glaubte, eben erst eingeschlafen zu sein, da wurde er schon wieder geweckt. Die Reihe war an ihm, wieder zwei Stunden zu stehen, es waren die letzten in dieser Nacht. Einige Pferde waren anzubinden, dann begann er von neuem zu

zählen. Es waren und blieben 58. Jetzt mußte er eine Meldung machen. Hoffentlich kam nicht gerade der Offizier vom Dienst, dann mußte er ja eingestehen, daß er nicht richtig aufgepaßt hatte. Aber was sollte er tun? Den Wachhabenden wecken? Er war mit seiner Macht am Ende Dicke Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn, er setzte sich auf den Dungkasten, eigentlich war es ja verboten, aber was sollte er jetzt in seiner Verzweiflung tun? Stützte den Kopf in die Hände und versuchte nachzudenken. Einen klaren Gedanken konnte er nicht zusammenbringen, es ging ihm wirr im Kopf herum. Das war zuviel für ihn Schritte nahten das mußte der OvD. sein. Jetzt war es aus. jetzt mußte er Farbe bekennen. Das Glück war diesmal auf seiner Seite. Es wollte niemand etwas von ihm, die Schritte gingen vorüber. Langsam schlich die Zeit dahin, noch viel zu schnell für unseren armen Posten. Lange konnte er es ja nicht mehr verheimlichen, bald wird der Futtermeister kommen, und dann geht der Betrieb im Stall los, und damit kommt auch seine Missetat ans Tageslicht.
Er hatte seine Wanderung wiederaufgenommen. Noch eine Viertelstunde, noch zehn Minuten.

Das Herz wurde ihm immer schwerer. Gleich mußte es soweit sein. Noch fünf Minuten. War denn kein Ausweg mehr? Da kam die restliche Stallwache und mit ihr der Wachhabende in den Stall.
Der Dung wurde herausgenommen, die Pferde an ihre richtigen Plätze geführt und getränkt. Ein Platz blieb frei. Der Name stand darüber, „Tarzan". Da kam der Futtermeister. Der Wachhabende meldete: „Stall nichts Neues!" Das Herz unseres Postens schlug bis zum Halse. Jetzt kam es heraus. Zu sagen getraute er sich nichts, er zögerte noch, es kommt ja immer noch zurecht. ,.Heu vorlegen!"' kam der Ruf durch den Stall. Beim Aufnehmen eines Heubündels huschte sein Blick noch einmal über die schwarze Tafel. Aber was war das? Es standen ja ganz andere Zahlen darauf als in der Nacht? Es durften ja nur. laut jetzigem Bescheid der Tafel. 58 Pferde im Stall sein. Aber die Zahl 58 war kaum noch zu lesen, sie war auf einen nassen Fleck geschrieben. Da hörte der arme, geplagte Stall-Wachposten, wie der Futterich gerade zu dem Wachhabenden sagte:
„Mensch, man müßte Sie im Stall behalten, bis die Flankierbäume blühen, warum haben Sie die Tafel nicht geändert? Der Tarzan ist doch schon gestern Nachmittag in den Krankenstall gekommen. Nun brauchen Sie's nicht mehr zu machen, ich habe es schon besorgt Das nächste Mai machen Sie es, man kann doch auch mal etwas vergessen."

Wm, Kurt Flaschmann

Wir suchen Hasen

Daß im „Sowjetparadies" so fast alles fehlt, was eines Menschen Herz erfreuen kann, hat sich ja nun schon ziemlich herumgesprochen. Aber auch der Weidmann sieht sich die Augen wund, um einmal etwas Jagdbares zu entdecken, abgesehen von einigen Wildenten in den Seengebieten. Kein Wunder, daß es meinem Hauptfeldwebel, der von Beruf Förster ist, auch gar nicht in dieser Gegend gefallen will. Was nützt die schönste Jagdflinte, ein gewisser Vorrat von mühsam zurechtgestoppelter Jagdmunition, wenn nichts vor die Flinte kommt.
Vor 14 Tagen liefen nun wirklich glaubhafte Meldungen ein, in unserem Kompanieabschnitt soll sich ein Hase aufhalten. Alle Jäger der Kompanie überfiel ein begreifliches Fieber. Es stand einwandfrei fest: der Hase muß gegriffen werden. Als mir dann der Spieß freudestrahlend meldete:

„Herr Oberleutnant, es ist ein Hase im Revier, ich habe ihn selbst gesehen", da konnte ich mich auch nicht mehr halten. Noch am selben Tage setzte ich für die Sachverständigen unter Zuhilfenahme unserer bewährten Spürhunde eine Treibjagd an.
Sie verlief ergebnislos Und jeder hatte sich unterwegs schon so schön ausgemalt, was das für ein Festessen geben sollte. Meister Lampe war inzwischen ins Revier der „Elften" gewechselt; denn ich erfuhr einige Tage späte!
vom......: „Leutnant D. von der Elften hat einen
Hasen erlegt." Das hat uns natürlich gewurmt, aber da kann man nichts machen. Doch zäh wie der deutsche Soldat ist: wir hielten die Hoffnung hoch. Nun erst recht!

Jede Spur im ersten Schnee wurde begutachtet. Mein Spieß sagte:
„Jetzt müssen sie kommen; wenn nicht bei Tage, dann bei hellem Mondschein in der Nacht."
Das Glück ist uns hold.
Seit drei Nächten wunderbarer Mondschein! Waldnähe, gemeldete Spuren. Alles dran!, wie der Landser sagt. Der Spieß schleicht abends durchs Gelände und lauert. Gestern kommt er wieder trostlos gegen 23 Uhr zur Schreibstube Er traut seinen Augen nicht: ungefähr 100 Meter weg im Gelände im Schnee ein Hase! Die Schreiber funzeln zu seinem Ärger mit der Taschenlampe herum:
„Wollt ihr wohl finster machen! Seht ihr denn nicht, drüben sitzt ein Hase. Der Teufel soll euch holen, wenn er jetzt wegrennt. Wo ist das Zielfernrohrgewehr?"



Es ist da. Also vorsichtig am Zaun Anschlag stehend, langsam durchkrümmen! Nur ruhig Blut! Der Schuß kracht. Die Posten horchen auf. Entsetzen packt den geübten Jäger. Der Hase nimmt keine Notiz von ihm. Dabei saß er doch richtig

auf der Spitze im Zielfernrohr. Sollte er schon angefroren sein? Er geht hin; das Biest rührt sich noch immer nicht. Er überzeugt sich: getroffen war der Hase schon, aber er war aus brauner Pappe. — Das hat der Kompanieschreiber getan.
Da nun Schadenfreude die größte ist, blieb der Pappscheibenhase auch tagsüber auf seinem Fleck sitzen, denn die andern sollten auch reinfallen. Ich komme am Abend von einem Unternehmen mit der Kompanie zurück. Das nächste Opfer sollte ich sein. Ich nähere mich der Schreibstube und höre flüstern: „Ein Hase."
Ich sehe ihn, und mein Herz hüpft höher. Die MP. war schon griffbereit, da entdeckte das kühne Adlerauge den Schwindel. Kaum hatte ich mich zu den bewußten Unterschriften gesetzt, da kommt Unteroffizier F. hereingestürzt, alle militärischen Formen vergessend: „Herr Hauptfeldwebel, Verzeihung, Herr Oberleutnant, ein Hase! Nicht ganz 150 Meter entfernt, sitzend im Schneefeld!"
Ich heuchle Erstaunen und Freude. Das Sehreibervolk beißt sich auf die Lippe und grinst.
„Ach", sage ich, „wenn Sie ihn schon als Erster gesehen haben, sollen Sie ihn auch schießen. Sie sind ja auch ein guter Schütze."

Einen Karabiner gegriffen, und raus ist er. Anschlag kniend am Zaun angelegt: der erste Schuß! Der Schnee stiebt. Was, der sitzt noch? Durchladen! Noch ein Schuß!! Der sitzt immer noch? Nun bekam der Schütze doch Bedenken. Ein anderer Unteroffizier ruft noch:
„Du, der scheint schwerhörig zu sein!"

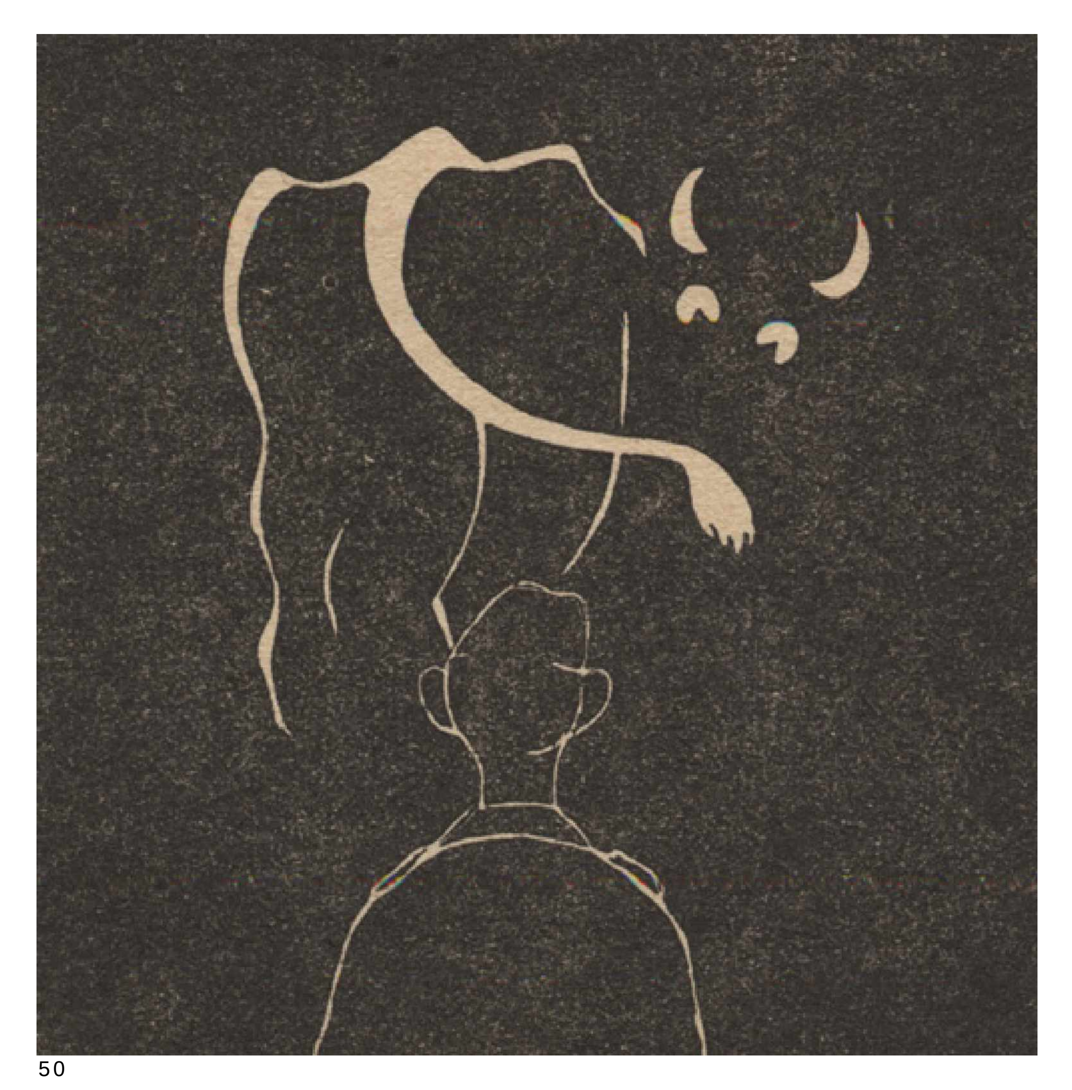
Brüllendes Gelächter. Aus mit der Jagdfreude. Getroffen war der Bursche wieder. Das muß ich zur Ehre des Schützen bemerken.
Bei der anschließenden Befehlsausgabe mußte ich dann sagen:
„Übrigens wird von heute ab nicht mehr auf frei im Gelände herumlaufende Papphasen geschossen, auch nicht mit MG."
In Rußland ist eben alles nur „scheinbar", sogar die Hasen. Aber wir geben es nicht auf; einmal muß es uns doch glücken; und wer zuletzt lacht, lacht dann am besten. Jedenfalls steht eins schon fest: Der Kompanieschreiber bekommt nichts vom richtigen Hasen.

Oblt. Richard Nerlich

Cafe Igel

Natürlich ist es gar kein Cafe, kann gar nicht ein solches sein, da es in Rußland liegt und hier so etwas gar nicht existiert, wenigstens nicht für die Proletarier. Es ist die Erfindung eines Landsers für einen Geselligkeitsort, an dem wir uns nach Dienstschluß ein Stelldichein bei heimatlichen Liedern und Erzählungen gaben. Es war ein Landser „Cafe", erfüllt vom „Tabak" duft russischen Tees, der den Selbstgeschnitzten Pfeifen der alten Kämpfer oder den mit Isolierband zusammengeleimten Luxuspfeifen des neu zur Truppe gekommenen Ersatzes entströmte. Hier wurde dann manches Erlebnis dieses Krieges noch einmal durchgekaut, nichts verschwiegen, nichts hinzugefügt, wie der Staatsanwalt sagen würde. Es war also ein Geselligkeitsraum, wo KdF.-Abende einiger Pakgeschützbedienungen

abgehalten wurden. Aber noch eine Eigenart zeichnete dieses „Cafe" aus. Der findige Melder hätte es vergeblich gesucht, denn kein taktisches Zeichen verriet das Geheimnis dieses Ortes. Selbst Eingeweihte mußten zwar nicht gerade einen dornenvollen Weg gehen, aber dafür endeten doch alle beim ersten Versuch ... am Hinterteil eines Rindviehs, das wie ein Tressenbehafteter Portier den Eingang tarnte. Und das kam so, daß auch ich bei meinem ersten Ver- oder Besuch in dieser Sackgasse endete. Ich hielt mich genau an die ausgegebene Geländebeschreibung, als ich im Dunkeln (Cafe Igel ist infolge der erst abends beginnenden Freizeit des Landsers ein Nachtlokal) erwartungsvoll und neugierig durch Rußlands Morast stampfte.



Wie gesagt, auch ich landete natürlich an besagtem Hinterteil oben genannten Wiederkäuers, unschlüssig, ob ich dem zwar schuldlosen, aber mit einer rindsmäßigen Beharrlichkeit den Weg sperrenden ,,Portier" nicht mit meinem kampferprobten Stiefel eins versetzen sollte. Doch ich dachte, vielleicht kannst du hier morgen ein Kochgeschirr voll molloko (Milch) erben, und sauer soll sie dann auch nicht sein. Mit diesem Gedanken zog ich mich dann tröstend in Dunkelheit und Morast zurück. Die anderen behaupteten zwar später, ein Rindvieh bleibt selten allein. Aber die sprachen nur aus Erfahrung, denn sie hatten vorher die gleiche Bekanntschaft mit dem Rindvieh gemacht. Am nächsten Abend startete ich also erneut, fest entschlossen, wenn nicht gerade über Leichen, so aber doch wenigstens um das Rindvieh herumzukommen. Das schaffte ich auch soweit mühelos und landete gerade an einem türähnlichen

Brett, das undefinierbare Stück Eisen suchend, mit dem man in Deutschland eine Türklinke bezeichnet. In Rußland gibt es so etwas natürlich nicht; dort bestehen diese aus einer Art Verschluß, wie man sie wohl im Bronzezeitalter einmal gebraucht hat. Ich nestelte also an diesem „Sesam öffne dich" herum, ohne daß sich allerdings die Pforte öffnete. Dafür fiel mir aber von irgendwo ein Brikett auf den Kopf, das mir die innere Gewißheit gab, ich sei auf dem richtigen Wege. Natürlich war dieses Brikett russische Spezialausführung. Zusammensetzung: Lehm und Mist und Stroh, gestampft durch kräftige Frauenbeine, Patent Stalin, Nachahmung wenig empfohlen. Als praktischer Landser nahm ich diese Brand- und Stinkbombe gleich mit, denn Zentralheizung erwartete ich sowieso

nicht. Nun trat ich also ein, die verstärkte Hauskapelle (Quetschkommode, Mundharmonika, Mandoline und Landserchor, Stärke 1 : 6) stimmte das Lied an: „Horch was kommt von draußen 'rein?" Ich sagte darauf schlag fertig: „Sofort fertigmachen, in einer halben Stunde alles marschbereit zur Ablösung." Kurze Pause, verdutzte Gesichter, Stimme aus dem Hintergrund: „1 :1 für dich!", und wir waren uns wieder alle einig. Nun sah ich mich näher um. Schilder, nichts wie Schilder! An jeder Sitzgelegenheit-„Vorsicht, Wanzen, Flöhe, Läuse!" Unterschrift: Der Verwalter. In einer Ecke saß sogar ein Gehilfe dieses Verwalters bei der Bilanz im Scheine einer Patentlampe, Sonderanfertigung Sowjetparadies, bestehend aus Wasserglas, gefüllt mit Benzin und Salz, durch selbstgefertigten Blech decke! mit herausragendem Docht verschlossen, Leuchtkraft gering, Ruß- und Gestankwirkung enorm! Er zählt also gerade 22 und 1 Pärchen = 24. Das war gewöhnlicher Tagesdurchschnitt, Rekord stand auf 96. (Inzwischen von einer anderen Einheit bereits stark verbessert.) Über ihm wieder ein Schild: „Zähl schneller, Genosse, auf deinen Platz wartet der nächste!" Dieser macht sich dann auch meistens durch lautes Kratzen und Fluchen schon bemerkbar. Weiter wanderte mein Auge zum nächsten Schild: „Achtung, Kippen hier einwerfen!" Mein neugieriger Blick in den darunter hängenden Behälter gewahrte staunend die Tabakmenge für mindestens drei ganze Zigaretten „Landser-Handarbeit". Oh, Dunnerlitsch, dachte ich, so ein Luxus, und dies mitten im Arbeiterparadies, mich schaudernd abwendend. Übrigens sah sich die Geschäftsleitung gezwungen, diesen dunklen Punkt auszumerzen, als sie die entsprechenden Raucherkarten erhielt. „Gekurbelte" (selbstgedrehte) Zigaretten = „Landser-Handarbeit" werden

aber trotzdem weitergeführt, wenn auch nicht aus Kippen. 50 aus Beutetabak, also wesentliche Qualitätssteigerung. — Nun stimmte die Hauskapelle ein neues Lied an: „Glücklich ist, wer vergißt..." Als sie an die Stelle kam „was dicht zu ändern ist", biß den Bilanzbuchhalter der Fachschaft Läuse ein scheinbar nicht rassereiner Floh unvermutet ins Hinterteil. Bei der plötzlichen Abwehrbewegung fiel die Patentlampe um, das Licht verlöschte, die Kapelle stimmte zwar keinen schmachtenden Tango an, setzte aber laut und vernehmbar aus. Vollständige Verdunkelung, aber kein Fliegeralarm! Nach kurzem Durcheinander flammte eine Notbeleuchtung auf, die Tür öffnete sich, ein Melder erschien: „Drittes und viertes Geschütz fertigmachen zum Kartoffelschälen; der Verpflegungswagen ist eben angekommen." Ich rief: „Ober, zahlen!" Wir sangen das unterbrochene Lied zu Ende, denn . . . Soldaten sind Soldaten!
Als mich am anderen Morgen der Weg wieder am Cafe Igel vorbeiführte, hatte es einen Artillerievolltreffer erhalten. Aber ein Schild prangte doch wieder davor: „Wegen Renovierung vorübergehend geschlossen. Wiedereröffnung unter alter Leitung heute Abend. Dunkler Abendanzug oder Uniform Bedingung."

Cafe Igel besteht, und wenn der ganze Schnee verbrennt.

Gefr. Hans Daum

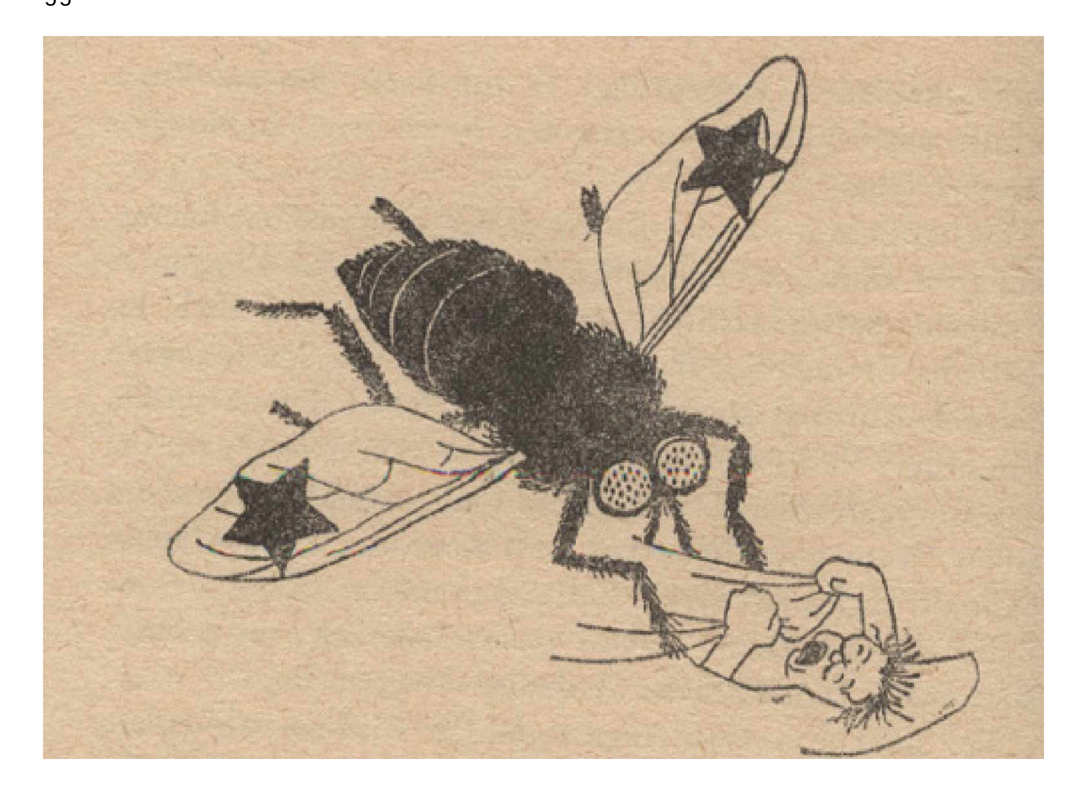
Die rote Fliegenpest

Bei den Fernschreibern war Hochbetrieb. Die Männer mit der zitronengelben Waffenfarbe saßen im dämmernden Morgen vor ihren Maschinen, sie hörten nicht das ferne Summen der im Park stehenden Motoren, sie hörten nur das dauernde Gerassel ihrer Springschreiber. Ihre Hände

liefen schnell wie tastende Spinnenbeine über die Buchstabenreihen, und mit 300 und mehr Anschlägen in der Minute rasselten die Typenarme so schnell auf und ab, daß man es mit dem Auge gar nicht mehr verfolgen konnte. Die Buchstaben und Ziffern jagten sich auf dem schmalen, weißen Bande, das wie eine endlose Schlange aus den Maschinen quoll und sich unter den Tischen zu kleinen Bergen türmte. So ging es Stunde um Stunde, Tag und Nacht, ein Schreiben nach dem anderen, eine Meldung nach der anderen jagte über Hunderte von Drahtkilometern dem Ziele zu.
Die Männer, allen voran Obergefreiter H., der „Blitzschreiber", wären tausendmal lieber vorn in tatenfrohem und wagendem Kampf gewesen, aber sie taten hier schon seit Jahren ihre Pflicht, wo man sie hingestellt hatte. Manchmal kam wohl ein kräftiges Soldatenwort über ihre Lippen . . . aber das war bloß zum Abreagieren. Besonders H. sparte in letzter Zeit nicht damit, er war sichtlich nervös, und die beinahe sprichwörtliche Ruhe des deutschen Obergefreiten geriet bei ihm bedenklich ins Wanken. Heute hatten ihn wieder die Fliegen, diese abscheuliche Landplage des „Sowjetparadieses", bis aufs Blut gereizt.
„Elende Satansbrut!" mit diesem kräftigen Ausruf und einem noch kräftigeren Schlag des griffbereiten Taschentuchs beendete H. sein Schreiben, und halb betrachtend fuhr er fort: „Genau so feige und hinterhältig wie das Bolschewistenpack, wenn man wehrlos und an den Händen gebunden ist, dann quälen sie einen."
Damit beschloß H. seinen Ärger über die russische Fliegenpest. Aber nur äußerlich, denn seine Erinnerung an die pausenlos rollenden Tagesangriffe der Fliegergeschwader verfolgte ihn noch bis in den Traum, in dem er es mit einer

mikroskopischen Riesenfliege zu tun hatte, die auf ihren schillernden Flügeln einen roten Stern wie ein Sowjetbomber trug.
Das alles nun war der Anlaß zu der scherzhaften Bemerkung im nächsten Feldpostbrief, daß selbst die Fliegen in Rußland bolschewistisch fanatisiert seien und ihre sadistische Erfindungsgabe im Quälen nur von den früheren bolschewistischen Machthabern abgesehen haben könnten. Ein Scherz weckt den anderen, und so kam eines Tages für den Obergefreiten H. ein kleines Feldpostpäckchen an, das außer Drops und Zigaretten auch einen . . . Fliegenfänger enthielt. H. las das kleine Zettelchen daran: „Über Deinen Brief, den mir Deine Mutter vorlas, habe ich sehr gelacht. Dies gegen Deine bolschewistischen Fliegen. Inge."
Vor seinem inneren Auge stand das Bild eines blonden, zartgliedrigen Wesens aus seinen Schultagen, jetzt war sie schon eine kleine Dame, an deren Gunst — das mußte er sich gestehen — ihm nicht wenig lag. Das war ihr erstes Päckchen und Schreiben, H. lief bei dem Gedanken etwas rot an, und das Wort „Liebesgabe" bekam auf einmal einen seltenen Klang für ihn. Vor den Augen der

Kameraden wurde der Fliegenfänger mit aller Behutsamkeit und unter Erwägung seiner Aussichten gegen fanatisierte Fliegenschwärme auseinander gezogen. „Er riecht sogar gar nicht schlecht", bemerkte der jüngste Gefreite, und H. hing den klebrigen Streifen an die Decke.
Und dann saßen fünf deutsche Landser mäuschenstill um den Tisch und blickten gespannt auf den blanken Streifen, der da so verheißungsvoll in ihrer Mitte hing. Die erste „rote" Fliege kam angesurrt und flog einige Kreise und Schleifen um den Streifen, sie schien dem Glänzen nicht
55



ganz zu trauen. Aber dann war ihre Neugierde doch stärker als ihre Vorsicht, und sie setzte zur Landung an. Behutsam kamen die Füße auf den Leim, aber kaum hatte der verräterische Boden die Saugnäpfe ihrer Füße gefaßt, als sie den Hinterhalt erkannte und mit volltourigem Flügelschlag wieder zu starten suchte. Ihre Beine wurden davon angespannt, und einige Sekunden hielt sie sich so über dem todbringenden Leim, hangend und bangend in klebender Pein. Aber dann erlahmte ihre Kraft, und mit dem linken Flügel saß sie jetzt ganz und damit für immer fest.
„Erster roter Jäger über linke Tragfläche abgekippt und durch Bodenaufschlag zerstört", bemerkte H. trocken. Und »o ging es weiter, Fliege auf Fliege blieb an dem tückischen Landungshoden hängen, und bald war der ganze Fliegenfänger
56

schwarz. H. wollte die Opfer zählen und eine Verlustliste aufstellen, aber er kam nicht weit. Die fünf Landser hatten alles verfolgt, und ihr Ausdruck interessierter Beobachtung war zuletzt einem schadenfrohen Grinsen gewichen. Es war eine unbezahlbare Genugtuung, die Quälgeister da zappeln zu sehen.
Trotz dieses großartigen Erfolges ihres Fliegenfängers waren die fünf Landser bald wieder in gewohnter Weise den Fliegenangriffen ausgesetzt. Der Fliegenfänger war, wie befürchtet, der Übermacht nicht gewachsen. Auch die Fliegenfänger, die H. in einem langsam sich entspinnenden Briefwechsel von Inge sich erbat, waren machtlos.

Aber während H. noch um Leimstreifen zum Fliegenfang schrieb, ahnte er nicht, daß sein eigenes Herz bereite an einem anderen Leimstreifen klebte, den der launige Liebesgott ihm in Gestalt der kleinen Inge gestrichen hatte. Und das war der versöhnliche Ausgang des unversöhnlichen Fliegenkampfes, daß er zwischen den beiden jungen Menschen zu einem immer herzlicheren Briefwechsel führte, an dessen Ende ein „klotziger" Urlaub mit einer ebenso „klotzigen" Verlobung stand.

Das Weihnachtspäckchen

Es war wenige Tage vor dem Fest. Der Kanonier Heinrich Quastel stapfte, bepackt wie ein Weihnachtsmann, durch die abendlichen, schneebedeckten Straßen einer nordfranzösischen Kleinstadt. Er hatte die eingelaufene Feldpost von der Schreibstube geholt und befand sich auf dem Rückweg zu seiner Geschützstellung am Flugplatz. Heinrich strahlte über das ganze runde Gesicht.

Hatte sich doch heute dieser Weg, den er als Posteinholer für die Geschützbedienung täglich zugehen sieh freiwillig erboten hatte, seit ihm die Frau ein Paket als frohe Festtagsüberraschung angekündigt, auch für ihn gelohnt. Heinrich hatte vorhin, als er den tiefen Sack mit den übernommenen Päckchen füllte, nicht ohne geheime Befriedigung festgestellt, daß sich auch das seinige, in Ungeduld erwartete, darunter befand. Was meint ihr, wie er sich nun den Kopf darüber zerbrach, was ihm die Frieda wohl eingepackt haben mochte. Daß die Frau aber, die ihn selbst aus der Ferne noch zu zügeln verstand und ihn von jeher mit allem und jedem in Maßen hielt, dieses Mal einen ungewöhnlich großzügigen Griff in die Räucherkammer daheim getan haben mußte, schien ihm klar. Nun müßt ihr wissen, daß Quastel, der ein Kerl wie ein Baum war und dem, diese Statur sich zu erhalten, ein verdienstvolles Ziel dünkte, ständig einen Mordshunger hatte. Trotz reichlicher Verpflegung verblieb in seinem Magen ein ewiger Hohlraum, welcher nie zu stopfen war. Nun aber war das Packerl eingetroffen.
Heinrich bemerkte nichts von der Schönheit des winterlichen Abends, der Silberbereiften Bäume am Wege und der glitzernden Sterne am frostklaren Himmel. Heinrich hatte den Blick tief nach innen gerichtet und sah nur noch Würste und Speck und Kuchen. Er geriet bei diesen Gedanken in helle Verzückung, und fast wäre er dabei vom Weg abgekommen. In gehobener Stimmung trat er unter seine Kameraden im Bunker.^ Mit großem Hallo wurde der pralle Postsack ausgeschüttet, und der Geschützführer machte sich daran, den nicht geringen Berg der Weihnachtsgrüße zu ordnen. Päckchen, welche mit dem Vermerk versehen waren: Erst Weihnachten öffnen! händigte

er den Soldaten jedoch nicht aus, sondern sie sollten am Heiligen Abend unter den Tannenbaum gelegt werden. Heinrich machte das dümmste Gesicht von der Welt, als der Geschützführer auch das für ihn bestimmte Päckchen unter seine Obhut nahm. Heinrich konnte seinen Groll darüber nicht verbergen; mit Bitten und Versprechungen suchte er sein Packerl zu erlangen. Aber der Herr Unteroffizier schien taub auf diesem Ohr, er kannte wohl seinen Pappenheimer. Nein, heute wurde es nichts mit einem „halben Schinken" zum Abendbrot. Heinrich verbrachte eine schlaflose Nacht. Seine Seele wurde ein finsteres Loch, voller

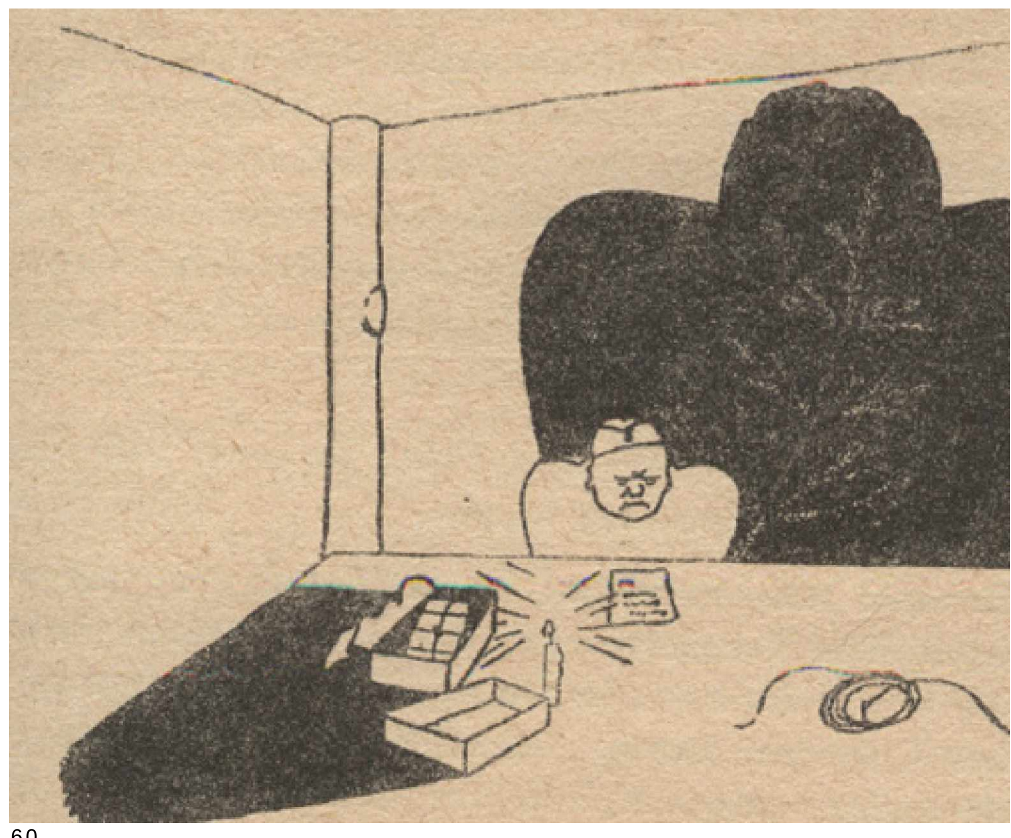
rabenschwarzer Gedanken. Am nächsten Tage jedoch faßte er eine günstige Gelegenheit beim Schöpfe, und es gelang ihm, sich in den Besitz seines, wie ihm dünkte, ihm sträflich vorenthaltenen Päckchens zu setzen. Verflucht und zugenäht, man konnte doch wenigstens mal ansehen, womit ihn die Frieda erfreuen wollte. Und wenn man mal kostete, war es schließlich auch kein Verbrechen. Ohne Bedenken löste er den Bindfaden. Es fiel die äußere Hülle braunen Packpapiers, ein nochmals verschnürter Karton kam zum Vorschein. Ein daraufliegender Zettel flatterte zu Boden. Heinrich bückte sich, griff ihn auf und erstarrte.

Er las:
Heinrich, schämst Du Dich nicht? Du sollst doch dieses Packerl erst Weihnachten öffnen. Deine Frieda!

Heinrich war sprachlos. Er stand wie ein ertappter Sünder. Wie Frieda wissen konnte, daß er das Packerl schon jetzt öffnen würde, das war ihm rätselhaft. Ach, du lieber Gott, wer kannte sich schon bei den Frauen aus. Insbesondere seiner Frieda war alles zuzutrauen, jetzt erriet sie aus der weiten Ferne noch seine verborgensten

Gedanken. Kopfschüttelnd verschnürte er das Päckchen wieder und tat es heimlich an seinen alten Platz.
Um dem interessierten Leser jedoch unnötige Anfragen zu ersparen, sei zum Schluß noch erwähnt, daß Friedas Weihnachtsüberraschung prächtig gelang. Heinrich suchte vergeblich nach etwas Eßbarem im Packerl. Frieda hatte ihm — da er doch immer über kalte Füße klagte — warme Filzpantoffel geschickt. Das erwartete Freßpaket erhielt er zwei Tage nach dem Fest.

Oge/r. Fritz Müller



Ein Unteroffizier und sechs Mann

Es ist belanglos, zu wissen, wo sich dieses Geschehen zutrug. Die Front ist groß, und vielfältig sind die Heldentaten deutscher Jungen und Männer. Alte Soldaten sind dabei und junge. Hart waren ihre Gesichter, so hart und eingefroren, daß man bei ihrem Anblick nicht glauben mochte, daß diese Augen jemals hätten lachen können, noch, daß sie jemals wieder lachen würden.
Heiß waren die Tage. Heiß an Kämpfen, heiß durch Märsche, heiß an Hunger und heiß an Sonne. Und doch mußten wir durch. Wir kamen auch durch. Alle haben es gewußt, alle hätten sich geopfert.
Aus tausend Bunkern schleuderte der leibhaftige Tod Eisengarben in die deutschen Linien. Ein Bollwerk nach dem anderen wurde niedergekämpft. —
Es war in den ersten Tagen. In irgendeinem Abschnitt ein Befehl:
„Freiwillige vor. — Ein Stoßtrupp hat die Welche im Gleisdreieck bei dem Ort X zu sprengen. Der Stoßtrupp hat die feindliche Linie zu durchbrechen und die Weiche unter allen Umständen zu vernichten."
Der Hauptmann sieht seine Leute an.
Zwei, drei Unteroffiziere — zwölf — fünfzehn — achtzehn Mann treten vor.
Ein Unteroffizier und sechs Mann werden ausgesucht. Eigentlich gehören diese sieben von jeher zusammen. Sie sind eine verschworene Gemeinschaft. In vielen Gefahren verschweißt und verbrüdert. Keiner von ihnen scheut Tod und Teufel. Jeder ist augenblicks bereit, sich für den anderen zu opfern.
Joachim, der Unteroffizier, war kaum einundzwanzig.

Karl, Jupp, Hannes und Heiner hatten zu Hause Familie und waren an Jahren vor, bei und über fünfunddreißig. Heiner und Jupp trugen das EK. II des Weltkrieges und seit Frankreich die Spangen dazu. Bleiben noch Max und Kurt. Sie sind die Säuglinge im Kommando. Kaum zwanzig, aber in vielen Unternehmen als ganze Männer erprobt.
Nach Anbruch der Nacht ziehen die sieben los.
Wolken verhängen den Himmel. Weiter als drei Schritte reicht die Sicht nicht. Geduckt schleichen die Männer durch einen Hohlweg, nehmen sprungweise eine Anhöhe, rutschen auf den Hosenböden den jenseitigen Abhang hinab und — werfen sich lang auf die Erde. Tacktack — tacktack bellt ein Maschinengewehr. Streut ziellos. Nach Minuten des Wartens robben die sieben durch ein weites Feld. Joachim vorneweg. In Tuchfühlung die anderen hinter ihm bleibend.
Plötzlich hebt sich der Unteroffizier etwas hoch, drückt Jupps Kopf an die Erde. Jupp gibt die Warnung weiter. Wie hingemäht liegt der Trupp.
Vor Joachim ist ein ins Gelände einschneidender Feldweg zu erkennen. Seine Sohle fällt etwa einen Mann tief ab. Joachim blickt über den Rand. Er hat sich zwischen zwei dichte Büsche geschoben und blickt angespannt in das Dunkel der Gasse. Da — von rechts ein Geräusch! Immer näher. Tapsend kommt es den Hohlweg herauf. Dann sieht der Unteroffizier einen glimmenden Punkt. Noch einen und einen dritten. Das müssen rauchende Bolschewiken sein. Joachim gibt Hannes und Jupp die Weisung, 6ich in drei Meter Abstand an die Böschung zu legen und die Knarren griffbereit zu halten.
Die wippenden Punkte kommen näher. Es bleibt bei dreien. Noch zwanzig Meter, fünfzehn, acht, vier, zwei - - Jeder der Sowjets läuft in einen mit Wucht geführten Kolbenschlag.

Drei klatschende, dumpfe Schläge, drei kümmerliche Laute — aus. Auf. — Weiter.
Sieben steigen in den Hohlweg, tasten sich den Hang hinan und eilen in dichtem Haufen durch die Nacht. Es ist etwas heller geworden. Die Männer stolpern, kriechen, laufen dreitausend Meter durch Felder, Steinhalden, Wiesen und Sumpf. Irgendwo schießt der Feind Leuchtkugeln. Friedlich schweben sie — wie bleiche Sterne — vor den ab-und zujagenden Wetterwolken.
Hinter dem Bahndamm funkt jetzt feindliche Artillerie. Im Mündungsfeuer erkennen die Sieben schattenbildscharf die Kontur der hohen Bahndammlinie. Sie erkennen auch an einer querab stehenden Baumreihe, daß sie sich weiter nach links halten müssen. Längs des Dammes führt ein schmaler, aber gut ausgetretener Fußweg. Ein Unteroffizier und sechs Mann stapfen hintereinander dem Ziele entgegen. —
„Deckung!" raunt Joachim. Schon liegen die Sechs gleich ihm am Fuß des Dammes. „Hört ihr? — Da ist was", flüstert er weiter. Er hält den Kopf seitlich vorgeneigt, daß sich der Stirnschutz seines Helmes in die Erde gräbt. Dann sehen alle, im gleißenden Licht einer Leuchtkugel, kurz vor sich eine Bretterbude. Wumms, hauen sich die Sieben wieder in den Dreck. Aus der Bude dringen russische Laute. „Heiner, da müssen wir ran!" flüstert der Unteroffizier. „Sag den Burschen ein paar passende Worte. Du sprichst ja ihre Sprache wie ein Eingeborener. Sag meinetwegen, der Bahndamm wäre besetzt und wir wollten hier sauber machen."
Joachim stößt die Türe auf. Sieben deutsche Gewehre richten sich auf drei, sechs, zehn, zwanzig, siebenundzwanzig

Bolschewisten, die teils aus dem Schlafstroh hochfuhren, teils würfelnd, rauchend, trinkend oder sich lausend uns schmutzige Tische hocken.
Heiner kommt in Fahrt. Ein sowjetischer Kommissar kann nicht saftiger fluchen als Heiner. Es muß für die Herren Bolschewiken ein Genuß gewesen sein, als Heiner loslegte:
„Wollt ihr verdammten dreckigen Schweine wohl aufstehen und die schmutzigen Hände hochheben. Schießknüppel, Patronen, Säbel abgeben. Los! — Hussa! — Verflucht! --"
Mit einem Eifer, als ob sie darauf gewartet hätten, rüsteten die siebenundzwanzig ab.
30 Gewehre, 1 MG., einige Kisten Handgranaten, SMG. und Gewehrmunition schleppen die Bolschewisten heran. Draußen verschwindet alles in einem großen Erdloch.
Heiner baut sich nochmals vor den Bolschewiken auf, sagt ihnen, daß der ganze Bahndamm besetzt sei und alle sollen sich hinlegen und warten, bis sie am Morgen abgeführt würden; und wenn auch nur einer von den Hundesöhnen versuche, mit seiner Wodkanase durch Tür oder Fenster zu peilen oder gar einen Fluchtversuch unternehmen möchte, hätte er drei Dutzend häßliche Löcher im Bauch, und er, Heiner, verkaufe ihn dann als Schweizerkäse an das Väterchen Stalin. Jawoll. Verflucht.
Keiner rührte sich. Kurt bleibt als Wache zurück.
Joachim sammelt die übrigen Leute. Es geht dem Ziel entgegen. Aus dem Gleisdreieck donnert ein Zug. Munition. Es muß der letzte Bein.
Der Stoßtrupp ist angelangt. Wie Eidechsen schleichen sie den Damm hinan, spähen vorsichtig über die Böschung. Nichts. Kein Posten.

Schnell jagen sie über die Schienen.
Zwölf Hände zerren den Schotter unter den Weichen fort. Schnell sind die Sprengkörper festgekeilt. Zündschnur daran. Schon glüht der Funke. Frißt sich weiter.
In großen Sprüngen eilen und fallen die Sechs den Bahndamm hinab, bringen sich hinter einem Erdwall in Sicherheit. Sie müssen das Ergebnis der Sprengung abwarten.
30, 40 Sekunden. Joachim starrt auf die Leuchtuhr. Eine Minute. Zwei Minuten.
„Da hat was nicht geklappt", flüstert er. „Vielleicht war die Zündschnur naß. Ich will sehen, was los ist."
„Nee", sagt Heiner, „nee, Jungchen, dat wirst du nu mal nich machen. Dat mache ich."
Jeder von den Alten will nun zum Damm. Keiner will den Jungen gehen lassen.
„Ich gebe euch den dienstlichen Befehl, hier zu warten, ich gehe." Schon ist er im Dunkel verschwunden.
Fünf Kameraden liegen im Halbkreis hinter dem Erdwall. Fünf Paar Fäuste greifen ineinander. Fünf treue Kameradenherzen schlagen rasende Wirbel und fünf brave Soldaten wagen kaum noch zu atmen.
Dann erschüttert ein Beben das Land. Hochauf schießt eine Feuersäule. Erde, Schotter und Eisenteile klatschen gegen den Wall. Dann ist es still. Eisig still: Fünf Mann stürmen zur Sprengstelle. Verbogene Schienen starren in die Nacht, und ein Krater zeigt die Stelle an, wo eben noch die Weiche lag. Sonst nichts. Von Jochen keine Spur. Heiner ruft erst leise. „Jochen", dann lauter: „Jochen!" — Keine Antwort. Auch am jenseitigen Abhang keine Spur. Im Scheine ihrer Handlampen finden sie dann einen Stahlhelm, eine zerbrochene Knarre. Jupp und Hannes nehmen die beiden Stücke auf.

Fünf Mann treten den Rückmarsch an. Jupp übernimmt das Kommando. Keiner spricht ein Wort. Alle denken das gleiche: — „Jochen, du hättest es nicht sein brauchen."
Bei der Russenbaracke steht Kurt fragend. Ein zerfetzter Helm und ein abgebrochener Kolben sagen ihm alles. „Auch der?" sagt er nur und beißt voller Ingrimm die Zähne zusammen.
Heiner trommelt die Bolschewiken aus der Bude. In das Erdloch, wo die Beutestücke lagern, legen sie einige Sprengkörper. Zündschnur daran, angebrannt und ab. Die Bolschewiken laufen mit, was die Stiefel hergeben.
Mit Getöse fliegt das Waffenlager in die Luft.
Jupp schießt in der Nähe der eigenen Stellung, wie verabredet, zwei Leuchtkugeln hoch. Drüben steigen dieselben in den grauenden Morgen. Bald stehen die sechs mit ihren Gefangenen vor dem Kompanieführer. Jupp meldet: „Stoßtrupp in Stärke von sechs Mann vom Sprengkommando zurück. Befehl ausgeführt, Weiche gesprengt. 27 Gefangene eingebracht. 30 Gewehre, 1 SMG., SMG.- und Gewehrmunition und einige Kisten Handgranaten vernichtet. Und nur" — Jupp kann es kaum durch die Kehle würgen: — „nur den — den Jochen — den haben wir draußen gelassen. Seinen Stahlhelm und den Gewehrkolben — haben wir mitgebracht —"
In die eingetretene Stille spricht der Heiner: „Tcha, Herr Hauptmann, dat wohr nich neudig, mit den Jochen. Ick hebb ehm dat jo seggt, dat ick gönn wollt, aberst de Lausejung wull jo nich up mich hören. Und so hat ehm dat nu erwischt, unseren Jochen — —"
„Danke", sagt der Hauptmann. Jedem gibt er die Hand. Stahlhelm und Kolben nimmt er auf den Arm und trägt

es wie etwas Heiliges in seinen Dienstraum. Er wischt mit Daumen und Zeigefinger Staub aus seinen guten Augen. Was soll er auch sonst aus seinem harten Soldatengesicht zu wischen haben?
Doch seine Leute wissen, daß der Alte unter seinem vielfach zerfetzten Rock ein Herz hat, welches um jeden seiner Jungen schlägt, in trüben und hellen Tagen.

Ogefr. Willy Feldmann

LKW. Moritz

Viele tausend Kilometer schon hat er schwer beladen und schnell Soldaten und Gepäck geschleppt, unser LKW. Obwohl alle LKW.s der Wehrmacht gleich aussehen, erkennen wir ihn doch, daß der eine unser „Moritz" ist. Er besteht
aus Eisen und starkem Holz, und durch seine inneren Organe geht, wenn er arbeitet, ein Zittern und Fauchen. Sein „Blut" ist kostbar und birgt die Kraft zu seinen Lebensäußerungen. Mitunter geht es ihm wie den Menschen. Wenn er seine Launen hat, fängt er an zu schimpfen und knallt. Dann weiß der Fahrer, was er zu tun hat. Unser „Moritz" ist eigensinnig und will nur von seinem Fahrer behandelt werden. Wenn dieser ihn nicht sorgfältig pflegt, arbeitet er schlecht oder sagt kein Wort. Es ist auch hier wie bei Reiter und Pferd. Der Fahrer und sein „Moritz" sind gute Kameraden, sie verstehen sich. In oft einsamer und langer Fahrt sind beide die einzigen auf weiter Strecke. Dann führen sie zusammen verzwickte Zwiegespräche, und gemeinsame Erlebnisse vergangener Tage werden aufgefrischt. „Weißte noch, Moritz, wie uns damals der Tommy haschen wollte? Ha, wie du dann alle deine Pferdekräfte

hergabst, um durchzukommen. Das hast du fein gemacht! Als wir durch waren und ich dich dann verschnaufen ließ, zeigtest du mir deine Wunden, aus welchen dein „Blut" floß, edler Kraftstoff. Trotzdem hast du durchgehalten und uns beide in Sicherheit gebracht."
Wie gesagt, haben alle LKW.s trotz ihrer Tüchtigkeit manchmal Launen. Auch unser „Moritz". Einmal wollte er sich mit bestem Willen nicht fortbewegen. Gutes Zureden half nichts. Sein Betreuer versuchte alles. Er sah ihm ins Innere, fand nichts. Daraufhin wurde er saugrob und suchte an anderer Stelle weiter. Schließlich wurde er wieder zum Steinerweichen freundlich, vergebens, es blieb dabei. In diesem hoffnungslosen Zustand brauste unerwartet mit Grazie ein „Fräulein" vorbei. Es war ein PKW. und diese hohe „Dame" zischte dem träumenden „Moritz" verheißungsvoll etwas zu. Da war es um ihn gesehenen. Der Fahrer erkannte die Schwäche seines Schwerenöters, und nach ein paar Handgriffen fegte „Moritz" mit 60 Sachen hinterher. So sind nun einmal auch LKW.s. Viel später erst verriet „Moritz" seinem Fahrer, daß er sich damals nur verschluckt und gefroren habe. Aber der Fahrer glaubte ihm diese Ausrede nicht und sagte nur, wenn es noch einmal vorkomme, müsse er mit der langen und langsamen Kolonne fahren. Da werden ihm schon die Seitensprünge vergehen. Kolonnenfahren tut „Moritz" nicht gern.
Das geht ihm zu langsam, und da muß er sich dann sehr anstrengen. Auch kommt es vor, daß ihm der Vordermann auf der Nase sitzt. Dann beginnt ein großes Hin und Her wegen der Schuldfragen. Und „Moritz" kann doch keine rauen Kriegerworte hören.
So macht „Moritz" treu und redlich Monat für Monat

seinen Dienst bei der Wehrmacht. Seine Aufgaben sind für ihn und seine Soldaten oft gefahrvoll. Nicht selten hängt dann das Leben aller von der Pflege seiner Organe und starken Knochen ab. So kam es einmal, daß „Moritz" doch in der Kolonne fahren mußte, um seine Kameraden nach Südosten in den Kampf zu bringen. Ohne jeden „körperlichen Fehler" trat er die große Reise an und vergaß dabei nie seine Pflicht und Aufgabe. Bald am Ziel, stellte sich allen „Moritzen" doch noch ein schweres Hindernis in den Weg. Das hohe Balkangebirge mußte überwunden werden Tag und Nacht ging es in steilen Serpentinen bergauf, bergab. Die Soldaten, die er auf seinem Rücken trug, bewunderten ihn, und „Moritz" strengte sich ehrlich an, alles zu schaffen. Es war wieder einmal Nacht, und „Moritz" hatte schon einen Berg bei dichtem Nebel in 2000 Meter Höhe erzwungen, jetzt ging ihm Joch die Puste aus, und hoch oben auf der gespenstisch mit Bergspitzen, Felsen und tiefen Tälern umgebenen schmalen Bergstraße blieb er stehen. Sein Fahrer verstand ihn und meinte: „Laß se laufen, Moritz, wir ruhen hier jetzt aus." Der Vordermann war im Nebel nach einigen Metern verschwunden. „Moritz" stemmte sich gebremst und fachmännisch auf seine Hinterbeine und hielt die schwere Last. Zwar taumelte er anfangs einige Schritte zurück, aber sofort war ihm klar, daß er hier keine Extrasachen machen durfte, denn rechts und links gähnen tiefe und felsige Abhänge. Er weiß, ein kleiner unüberlegter Schritt kann allen zum Verhängnis werden. Im Morgengrauen geht es weiter. Der Nebel war noch dichter geworden und die Sicht auf keine 3 Meter weit. „Moritz" erkämpfte sich in über 2000 Meter Schritt für Schritt seinen Weg. Er stemmte sich in die Seile, und sein starkes

Herz arbeitete zornig und donnernd. Ab und zu raunt er seinen Fahrer zu, daß er ihn gut und immer auf der Mitte der Straße lenken muß Er habe genug mit seinen wilden Pferdekräften zu schaffen, aber: „Aufpassen und sicher lenken mußt du, Kamerad!"

Meter um Meter geht es weiter. Hinter „Moritz" ist die Verbindung mit der Kolonne abgerissen. Da geschah es. Gerade war eine Haarnadelwindung stampfend durchrollt, als plötzlich das linke Hinterrad den Boden verliert und langsam abgleitet. Auch das andere Rad verliert die Spur, und der ganze hintere Teil des Wagens hängt drohend mit 12 Soldaten über der Tiefe. Noch wollte „Moritz seinen Lenker ermahnen: „Mensch paß auf, was tust du!" Aber es war zu spät. Mit den beiden Hinterrädern war „Moritz" den Abhang ein Stück hinuntergerutscht, und nur mit den beiden Vorderrädern hielt er sich nach einer Drehung verzweifelt oben auf dem Weg fest. Treuherzig und ängstlich starren seine Augen am Kühler hilfesuchend in den Nebel. als wollte er zu verstehen geben: „Ich halte fest, Kameraden, steigt schnell aus und überläßt midi meinem Schicksal." Die Soldaten verstehen diese Warnung, und schnell ist mit Vorsicht einer nach dem anderen herausgezogen, ohne „Moritz" spürbar zu erschüttern. Nun waren alle aus ihrer Todesangst befreit und standen auf dem Weg untersuchend vor ihm. Noch immer hält sich „Moritz" eigensinnig und beharrlich mit den Vorderrädern auf der Straße fest, gib! keinen Zentimeter nach. Die Soldaten packen an und wollen versuchen, ihn seinem Schicksal über dem Abgrund zu entziehen. Da nähert sich die Rettung, und die Soldaten versichern ihm, daß sie ihn halten wollen und er gleich wieder frei sei. Sicher und wohlbehalten hat er sie bis hierher

gebracht, und nun wollen sie ihm zeigen, daß sie für ihn einstellen. Fauchend und rasselnd kommt ein Verwandter von „Moritz" die Höhe herauf, eine schwere Zugmaschine. Schnell sind die Anhänger gelöst, und der starke Verwandte ist mit

einem dicken Stahlseil an „Moritz" gekoppelt. Das Glück kam im letzten Augenblick. Einige Minuten später steht „Moritz" wieder auf dem rechten Weg. Er fängt an zu husten und meint befreiend, als sei nichts geschehen: „Ja, der Nebel, der liegt einem auf den Lungen, aber jetzt kann es weitergehen." Die Soldaten klopfen ihm beruhigend auf das „Fell" und sagen: „Alter, braver Moritz."
Dann ging die Fahrt bis ans Ziel glücklich zu Ende.

Ofw. Berg

Zwei Stunden der Nacht

Der Posten schreitet seine Runde

Ich schrecke vom Schlaf empor, denn mitten im Gesicht stand mir der grelle Lichtschein einer Taschenlampe. Gleich wußte ich Bescheid, es war 11 Uhr am Abend, und ich mußte als Posten aufziehen. Der Kamerad, der mich geweckt hatte, tastete sich vorsichtig wieder aus unserem Schlafsaal heraus. Nur die altersmorschen Dielen knarrten ein wenig unter seinem Schritt. Doch dieses karge Geräusch ging unter im Atmen der vielen, die hier lagen. Es klang wie das Rauschen eines Baches. Nur ganz hinten in der Ecke schnarchte einer, ausdauernd und laut. Wir waren alle zeitig schlafen gegangen, denn hinter uns lagen anstrengende Tage. Die Luft lag lastend im Raume, der karge Windstrom, der durch eine zerbrochene Fensterscheibe kam, brachte keine Kühlung. Noch vor wenigen Wochen

herrschte hier das Tohuwabohu der Bolschewisten, mit uns und unseren Strohsäcken war Sauberkeit und Ordnung in das Haus eingezogen. Auf einer schwarzen Tafel kündete die Kreide den Namen des Stubendienstes. Die Tische und Stühle standen in ausgerichteter Reihe wie die Kompanie beim Antreten.
Nur der blasse Schimmer dieser Kreideschrift zeigte mir die Nähe der Tür an, neben der die Diensttafel hing. Dorthin steuerte ich jetzt durch die Düsterheit, nachdem ich mich — schwerfällig und noch ein wenig benommen — von meinem Strohlager erhoben, Stahlhelm und Gewehr ergriffen und mich auf den Weg gemacht hatte.
Die Kälte der Nacht packte mich sogleich, als ich durch die Tür trat und sie hinter mir mit einem leisen ,,Klack" in das Schloß gefallen war, Der Wind drang im Nu durch alle meine Glieder, und ein Schauer schüttelte mich ab. Der Kamerad hatte vor dem Ausgang auf mich gewartet und brummte mir ein ungeduldiges „Wird Zeit!" entgegen, drückte mir die Lampe in die Hand und war verschwunden, ehe ich mich's versehen.
Ich begann im geschwinden Schritt mein Postenbereich abzulaufen. Die Hände tief in die Hosentaschen vergraben, eilte ich der Wärme nach. Es dauerte nur wenige Minuten, und mein Körper schickte schon der nächtlichen Kälte den schnelleren Blutstrom entgegen, der mir die Wärme wiederschenkte. Noch waren mir die Lider vom Schlafe schwer gewesen, als ich herausgetreten war, aber die Kälte hatte den Blick klar werden lassen. Sie hatte mich überfallen — als Feind, als Freund. Sie hatte meine Wachsamkeit geschärft und mir zugleich die Schauer der Kühle gesandt. Der Feind war abgeschlagen vom pulsierenden Herzschlag.

der über den Wind gesiegt halte, doch der Freund war mir geblieben, mein wacher, heller Sinn.
Nun blieb ich an einem Fleck stehen und sah um mich. Da erhoben sie ihre Gesichter und ihre Stimmen, die tausendfältigen Wunder der Nacht. Schon oft

hatten sie sich nächtens meinem Auge aufgetan, unter der lichten Helle und dem sanften Fächeln der warmen Luft südfranzösischer Nächte, in dem ewig verharrenden Glutstrom des Balkansommers und nun in der Fruchtbarkeit des russischen Landes am Dnjepr. Doch auch heute sind sie mir neu wie am ersten Tage.
Die Myriaden der Sterne ziehen ihren Lichterfüllten Weg. Ab und zu stürzt eine Schnuppe ihre glimmende Bahn in das weite All. Wünsch' dir was, Landser, wenn in dir noch ein Funken alten Kinderglauben» lebendig geblieben ist. Blitzschnell kommt der Gedanke an Urlaub. Aber das ist ja alles nur ein vergangener Kindertraum Die Tage sind vorüber, da noch eine Sternschnuppe verheißend kommendes Glück barg. Der Krieg macht, daß solche Hoffnungen schweigen müssen.
Fern überzieht ein greller Feuerschein den Himmel. Er kehrt oft wieder, und nur wenige Sekunden darauf grollt der Hall der Artillerieabschüsse dumpf zu mir herüber. Dort sind die Kameraden am Feind, mögen sich zur Stunde wohl ducken im Grabenloch vor dem singenden Pfeifen feindlicher Granaten, oder ihre Körper werden den Schatten gleich sich aus dem Dunkel einer Bodenwelle heben und vorwärts stürzen im Drange des Angriffs. Doch allmählich verebbt der Kampfeslärm, und nun werden meinem Ohre die Stimmen der Natur laut. Im nahen Teich quaken die Frösche. Heiser stößt ein Hund sein knurrendes Bellen in die Nacht. Vielfältiges Echo antwortet ihm und

scheint weit fortzuwandern, von Hof zu Hof, von Ort zu Ort. Als dann die struppigen Köter schweigen, tönt das Zirpen der Grillen auf, zart und anheimelnd, den Gedanken an ein heimatliches Kornfeld weckend, wo jetzt die Ähren reif und schwer im Winde schwanken und der Mond sein rotes Leuchten über die Äcker gestreut hat.
Dort in der Heimat werden auch die Sinne der Kameraden weilen, von deren abendlichen Gespräch verhaltener Laut durch die Tür des einen Fahrzeuges dringt, wo die Geister noch nicht zur Ruhe gekommen sind. Ein schwacher Lichtschein umfließt wie ein glimmender Rand das Fenster des Wagens. Mein Auge vermag ihn kaum auszumachen, so daß es keinen Grund zum mahnenden Ruf: „Licht aus!" gibt. Über den anderen Fahrzeugen liegt schon die gleiche Stille wie über dem Schlafsaal. Wie schwarze, drohende Schatten sind sie im Bezirk meines Postenganges eingebettet. Nur undeutlich heben sich ihre Umrisse vom Himmel ab. Sind die Schatten der Wagen breit und massig ausgedehnt, so ragt das Schwarz der Pappeln wie ein schmaler Strich in die Höhe. Über einem Leitungsmast steht gerade der Polarstern, so daß es scheint, als wäre er dort oben an der Spitze als Mattleuchtende Ampel festgemacht und wiese so Richtung und Weg.
Der Koch hat es am Abend noch einmal zu gut gemeint mit dem Feuer. Eben als ich an seinem Wagen vorüberkomme, zischt das Wasser im Kessel auf, ungebärdig und laut. Das rauschende Brodeln treibt ihn vom Lager empor, und mit weitem Schwünge wirft er die rote Glut über Bord, so daß eine Flamme emporstrahlt und ihr züngelnder Schein über der Wiese aufleuchtet. Dann reicht der Mann, dem unser Leibeswohl obliegt, mir die Waschschüssel

herunter, und im kühnen Ansturm stürzt das Wasser über die Scheite, so daß sie mit prasselndem Zischen vergehen.
Seit zwei Tagen hat es geregnet. Ich gehe vorsichtig meines Weges. Doch manches Mal geschieht es, daß ich tief in einer Pfütze versinke. Der zähflüssige Schlamm haftet meinen Sohlen an und macht meine Schritte müde. Nur langsam

gibt die Wasserfurche meinen Stiefel wieder frei und schließt sich dann mit einem Laut, der wie ein leises Ächzen klingt. Aus dem Zelt der Leutnante klingen noch die Töne eines Rundfunkgerätes. Ich bleibe stehen und lausche. Die vertraute Stimme des Sprechers vom Sender Belgrad dringt an mein Ohr. Wie in unendliche Ferne scheint mir die Zeit schon gerückt, als wir sie zum letzten Male auf dem Balkan hörten. Er kündete den Schluß des Abendprogramms an: „Liebe Kameraden, oft habt ihr das Lied schon gehört, doch aus euren Briefen lesen wir immer wieder den Wunsch nach diesem einen Lied heraus, das euch in kurzer Zeit so an das Herz gewachsen ist: ‚Lili — Marien.'" Und dann klingen sie leise auf, die bekannten Klänge von der Laterne, dem Zapfenstreich, den späten Nebeln und dem verliebten Mund.
Solch ein Lied macht viel her. Die weiche Stimme, die da singt, läßt in mir die schönen Erinnerungen übermächtig werden an Nächte so wie heute, die nun schon Jahre zurückliegen, als oft zur gleichen Stunde mein Arm über die glatte Haut eines Mädchennackens fuhr, noch einen zarten Strich vom Haar verspürte und dann im ungestümen Zugriff einen Kopf zurückbog, der so gerne nachgab. Meine Augen sind lange Zeit ganz erfüllt von diesem Bilde, so daß ich mich wie aus einer anderen Welt kommend fühle, als sich plötzlich drüben von den Bäumen herein ein Schatten in die schwelgerische Fülle meiner Phantasie schiebt. Es ist





der zweite Posten, der den anderen Teil unseres Parkplatzes bewacht.
„In zehn Minuten ist es 1 Uhr", meint er. Die zwei Stunden der Nacht sind nun bald vorbei. Aus dem Bereiche der nächtlichen Stimmen und Gesichte kehre ich jetzt gleich zurück in die schlafwarme Luft unserer Unterkunft.
Vorher noch wecke ich meine Ablösung. Der Kamerad schläft in seinem Wagen. Tief hat er sich vergraben, und sein müdes Brummeln als Antwort auf mein sanftes Rütteln kommt von weit her wie aus einem Abgrund. Das bewirkt sogleich, daß sich die Windstärke meiner Aufmunterungsversuche auf das

Mehrfache erhöht. Da kommt sein Kopf sofort mit einem unwilligen Ruck in die Höhe geschossen. „Was ist'n los?" — „Ablösung vor!" kommt meine laute Antwort.
76

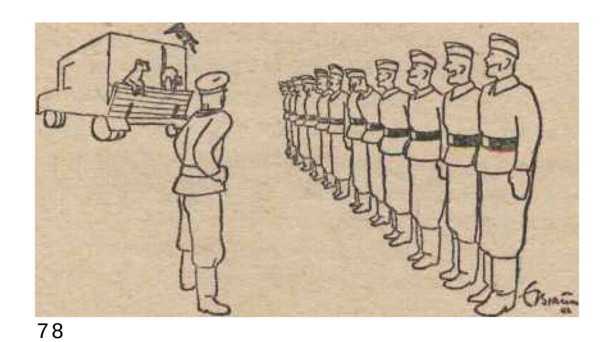
Mir erscheint es unendlich lange, bis er endlich in Stahlhelm und mit dem umgehängten Gewehr bereitsteht. Ich murre ihm ein ungeduldiges „Wird Zeit" entgegen, drücke ihm die Lampe in die Hand und entschwinde, mein müdes Haupt wohlig und warm in das Stroh zu kuscheln.

Gefr. Manfred Seichter

Jakob, der Rabe

Anfangs waren wir nicht sehr über diesen eigenartigen Zuwachs unserer Geschützbedienung erbaut; hatten wir doch schon einen jungen Hund und eine noch jüngere Katze, die wir sogar als Flaschenkind behandeln mußten. Den Raben aber sehe ich noch heute in der äußersten Ecke des Lastkraftwagens mit gebrochenen und aufgeplusterten Federn wie ein Häuflein Elend da hocken. Mit aller Kraft und Mühe versuchte er, auf dem schwankenden Lastkraftwagen das Gleichgewicht zu behalten.
Auf der nächsten Raststation dachten wir dann an das leibliche Wohl unseres schwarzen Gesellen und besorgten in einem Fleischerladen ein paar Fetzen Abfallfleisch. Jedoch unser Jakob (so nannten wir ihn gleich; wie sollte denn sonst ein Rabe heißen!) zeigte sich unseren Bemühungen undankbar. Er wollte trotz eifrigem Zureden kein Fleisch fressen. Doch wir stellten ihn unter Zwangs- ernährung. Wir schoben ihm einige Fleischbrocken in den Schnabel, und da merkten wir erst, daß wir es mit einem blutjungen Raben zu tun hatten, der, weil er keine Eltern hatte, von mitleidigen Händen gefüttert werden mußte. So nahmen wir ihn in unsere Soldatenpflege.
Des Abend bezogen wir — wir waren ja wieder im Reich — Quartier in einer Kaserne. Was sollte nun mit
77

unserem Viehzeug geschehen, da doch unser „Spieß" das Mitnehmen der Tiere in die Unterkünfte verboten hatte? Sie, der Hund, die Katze und der Rabe, blieben auf dem Wagen allein zurück bis zum anderen Morgen, wo die Fahrt weitergehen sollte.
Am anderen Morgen gab es auf dem Exerzierplatz der Kaserne, auf dem unsere Kolonne aufgefahren war, ein großes Gelächter. Standen doch da in der Nahe unseres Wagens Rekruten und übten unter Aufsicht eines Korporals das Stillstehen. Aber ein jeder verbiß sich krampfhaft das Grinsen. Der ausbildende Unteroffizier wollte schon fuchsteufelswild weiden, bis auch er den Blicken seiner Rekruten folgte und ein urkomisches Bild erblickte: Saßen doch auf der Hinterladeklappe unseres Lastkraftwagens der Hund, die Katze und zuletzt unser Jakob mit todtraurigen Gesichtern und gaben eine Kasperlevorstellung. Ach, da« war ein Bild — zum Totlachen!
Als uns nun die drei (Menagerie nannten wir sie seit jener urkomischen Stunde) kommen sahen, da hob ein Freudengejohle dort oben an, wie wir es danach nicht mehr hörten . . .


78

Mit unserem ganzen Viehwesen bezogen wir unsere Stellungen. Unser Rabe schien von der Fahrt und dem langen Marsch furchtbar müde zu sein. Er setzte sich auf eine Stange am Geschütz, zog ein Bein ein und ließ seinen Kopf in den Federn seines schwarzen Kleides verschwinden. So saß er Tag und Nacht und ließ sich durch nichts erschüttern. Wenn wir nachts sogar mit unserer Kanone zum Schießen kamen, weil der Tommy mit ein paar Maschinen den deutschen Luftraum „unsicher" machte, konnte ich in einer Feuerpause feststellen, daß unser Jakob von der starken Knallerei keinerlei Notiz nahm. Anscheinend hatte er etwas mit dem Vogel Strauß gemeinsam, nur daß jener den Kopf in den Sand steckt, unser Jakob aber seinen Kopf im eigenen Federkleid verschwinden ließ. Wir nannten ihn seitdem „sturen Jakob". Allmählich wurde uns sein Zustand bedenklich, denn von unserer Pflege wollte er nicht viel wissen. Nur um die Mittagszeit machte er einen Heidenlärm, riß dabei den Schnabel auf, als wollte er einen Elefanten herunterbefördern. Natürlich war der arme Kerl hungrig, aber das war er immer. Die paar Brocken Fleisch, die wir ihm opferten, schienen in einen unendlichen Magen gefallen zu sein.
Da kam ich auf die Idee, ein Stück Wiese umzugraben und die Würmer und Engerlinge Jakob in den Schlund zu werfen. Von der Zeit an wurde es mit ihm besser; sein Federkleid glänzte glatt, und er zeigte mehr Lebendigkeit, machte Flugversuche und gab auch ab und zu ein paar rabenähnliche Töne von sich. Über seine Verdauung konnte ich beim besten Willen nicht klagen, denn die ganze Umgebung seines „Standortes" hielt er stets weiß „getarnt".
79

Gar bald konnte ich merken, daß mich unser Jakob ganz besonders in sein kleines Rabenherz geschlossen hatte. Wenn er mich sah, dann kam er steifbeinig angewackelt. Er flog mir auf die Schultern oder auf die Hand. Stand ich auf Posten, kam er in meine Nähe, ja, er begleitete mich, wenn ich Besorgungen im nächsten Ort machen mußte, wie ein treuer Hund, flog immer ein paar Meter vor mir her und wartete auf dem Wege oder vor dem Laden.
Allerdings hatte er auch seine Untugenden. Er müßte sollet kein Rabe gewesen sein! Dazu gehörte, daß er mit unserem jungen Hund sowie mit dem Kätzchen ständig auf dem Kriegsfuße stand. Vor allem hatte er es auf ihre Schwänze abgesehen. Außerdem holte er ihnen zur Mittagszeit die besten Brocken weg.
Schließlich begann er auch noch zu stehlen. Da war vor ihm nichts sicher, und ich sehe ihn noch heute auf dem Dach unserer Unterkunftshütte sitzen, wie er eine Zigarette im Schnabel hatte. Es waren köstliche Stunden!
Doch von Tag zu Tag wurde er immer frecher und entwickelte sich richtiggehend zum Dieb. Der Hund und die Katze durften sich nur noch abends sehen lassen, wenn der allgewaltige Herr Jakob schlief. Meinen Kameraden gegenüber benahm er sich wie ein Straßenbengel. Er verscherzte sich dadurch manchen Brocken Fleisch. Nur bei mir gab er sich immer höchst anständig, wurde fromm wie eine Taube und setzte die unschuldigste Miene von der ganzen Welt auf.

Eines Tages hieß es, daß ich in Urlaub fahren sollte. Da mußte ich denn für vierzehn Tage von meinem Freund Jakob Abschied nehmen. Er begleitete mich noch bis zur

Autobushaltestelle, und wir mußten uns trennen. Er flog noch ein paar Runden und drehte zur Stellung ab. Eigentlich hätte ich ihn ja mit nach Hause nehmen sollen, aber ich wollte meinem schwarzen Gesellen nicht die Heimat rauben, die er an unserem Geschütz hatte.
Dann erhielt ich eines Tages einen schwarzumränderten Brief, eine Todesanzeige, von meinem Kameraden geschrieben, in der stand, daß meinem Freund Jakob ein Bein abgerissen worden sei und er deshalb von meinen Kameraden getötet worden wäre.
Unser Hund hätte eine Gelegenheit gesucht, um sich für die Belästigungen durch den Raben zu rächen, und hat ihn dann eines Tages am Bein erwischt, sich fest-gebissen und es abgerissen.
Armer Jakob!
Aber alle Schuld rächt sich auf Erden, auch bei euch Tieren...

Ogefr. Karl Esselun

Die letzte Klippe

Vom Winter haben wir bald genug, denkt wohl jeder Kämpfer hier im Osten, und nachdenklich läßt er die verflossenen, nicht ganz leichten Monate an sich vorüberziehen
Wie waren die Tage des Vorwärtsstürmens doch herrlich. Es gibt ja nichts Schöneres, als dem Gegner ständig auf den Fersen zu bleiben. Schwungvoller Angriff, Nahkampf, Verfolgung, diesen Dreh hatten wir bald spitz. Schade, daß dieses Glück nur einige Wochen dauerte. — Das große Eingraben ließ sich nach dem harten Ringen nicht vermeiden. Nicht in aller Ruhe, nein, in geschäftiger Hast ging es vor sich, denn die Sowjets stürmten immer wieder

an und wollten uns daran hindern. „Kämpfen und Arbeiten" war nun der neue Leitspruch, und wir nahmen auch ihn ernst, denn Arbeit mit dem Spaten half uns das Lehen erhalten. Unter der vielseitigen Beschäftigung Hefen die Tage davon, und plötzlich war er da, der gefürchtete russische Winter. In einer Nacht fiel er über uns her; und auch zu diesem Kampf auf Leben und Tod traten wir mit fanatischem Willen an.
An unserer „Oranienbaumer Front" wurde es dann etwas ruhiger. Auch der Gegner schien reichlich Arbeit zu haben. Heute wissen wir es, er formte in aller Eile seine Angriffsarmeen für den gewaltigen Winterstoß. Sie sollten unser Schicksal besiegeln. Der Dezember brachte bittere Kälte und rege Tätigkeit der Sowjets. An Urlaub war nicht mehr zu denken, das mußte sich jeder verständige Soldat sagen. Hier ging es um mehr! Der mit Schweiß und Blut erkämpfte und durch unsere Toten geheiligte Boden mußte verteidigt werden. Sollten wir ihre bisher sorgsam gehegten Gräber diesem grausamen, unritterlichen Gegner preisgeben? Nie und nimmer! —
Kommt nur, der deutsche Infanterist wartet empfangsbereit.
Kampf, Ausbau der Stellung und ewiger Umzug brachten wieder einige Wochen hinter uns. Die lustige Lektüre für die wenige Freizeit schafften großzügig die sowjetrussischen Flieger heran. Der weit gefährlichere Feind war nun die Kälte, darüber bestand wohl kein Zweifel mehr.

Nach den OKW.-Berichten schienen unsere Kameraden an anderen Fronten es viel schwerer zu haben. Immer wieder mußte dieses den Männern vor Augen geführt und ihnen klargemacht werden, daß auch unsere Tage unter Umständen noch viel härter werden könnten. Restlos überzeugt

waren sie nicht, ich sah es ihren ungläubigen Gesichtern an. Vor allem schienen die vielen Heimatfrischen sich noch immer nicht zu dem Grundsatz durchgerungen zu haben, daß es für den Infanteristen im Osten kein „Unmöglich" gibt.
Der Februar brachte auch für uns die große Veränderung: Stoppen bolschewistischer Massenangriffe am Wolchow! Was das heißt, bei 40 bis 50 Grad Kälte ohne Bunker und Kampfstand, konnte sich ein jeder bei der 30stündigen Lastwagenfahrt nach seiner Art ausmalen. Dort würde für besinnliche Betrachtungen wohl kaum noch Zeit übrig bleiben. Kampf in härtester Form verlangte von Führung und Truppe das letzte.
Nun liegen auch diese härtesten Wochen des Krieges hinter uns. Wir haben es geschafft, das scheint sogar in den schwerfälligen Gehirnen der Bolschewisten zu dämmern, denn nach Monaten sieht man zum größten Er staunen mal wieder Überläufer.
Wie herrlich ist es doch, daß die Zeit der Vergangenheit ein verklärtes Gesicht verleiht, das Schwere mit goldigem Schleier umhüllt und in uns das Ideale und Schöne für ewig verankert. —
Lächelnd wenden wir uns der Gegenwart zu. Bei uns rauchen wieder die Bunkeröfen, und was das wirklich heißt, kann wohl nur der Ostkämpfer beurteilen. Es ist fast unheimlich ruhig geworden, gerade in unserem Abschnitt. Mit aller Energie scheinen sich beide Seiten auf den letzten, harten Kampf gegen die Natur vorzubereiten. Sie hat uns in diesem so unheimlichen Land der Maßlosigkeit, Weiten. Massen und nie endenden Überraschungen schon mehrfach klargemacht, wie winzig und unwichtig wir in ihrem Kreislauf sind.

Wasserabwehrbefehle jagen durch die Stellungen. Für den nun seit über 8 Monaten ohne Unterbrechung beanspruchten Infanteristen heißt das wieder auf die wenigen, ihm noch verbliebenen redlich verdienten Schlafstunden verzichten. Spaten, Kreuzhacke, Axt und Säge haben, wie schon so oft, das Wort. Welch ein großes Glück, daß wir mit ihnen bereits in der vorbildlichen Schule des Arbeitsdienstes engere Freundschaft schlössen. Mit Schwung und Passion wird hierbei nicht herangegangen, das ahne ich schon, weil sie und auch ich von dem Kommenden keine rechte Vorstellung haben.
Manch einer möge überhaupt zweifeln, daß es in diesem „Paradies der Arbeiter" so etwas wie einen Frühling gibt. Einen so herrlichen wie in der Heimat bestimmt nicht, darüber sind sich wohl alle einig.
Aber was sein muß, muß eben sein. Hier bedeutet Härte and strengste Durchführung der auf lange Erfahrung beruhenden Befehle Fürsorge und somit Erhaltung von Menschenleben.
Schneemassen werden bewegt, Sickerlöcher und Ablaufgräben um Bunker und Kampfstände entstehen. Tausende von Knüppeln für die Herstellung von Fahr- und Gehwegen muß der Wald hergeben. Der Soldat wird zum Naturforscher. Er besieht sich etwas genauer als sonst Baumarten, Erdschichten, Flußbetten und sonstige Mulden und Höhen. Aber aufzuholen ist es nicht, was wir einstmals in der Naturgeschichtsstunde versäumten. Mit Windeseile laufen uns die Tage bei der Unmenge von Arbeit förmlich davon. Schon liegt das erste Aprildrittel hinter uns, und noch immer hat es den Anschein, als sollten die großen Zweifler mit

ihrem „Paradies ohne Frühling" recht behalten. Die Sonne geht dem Schnee an verschiedenen Tagen
84

erheblich zu Leibe, aber drohend starren uns am nächsten Morgen noch größere Massen an.
Plötzlich kommt der große Umschwung, es regnet! Der alles durchnässende Sehlamm und das sichtbar steigende Wasser lastet schwer auf unseren Gemütern und drückt das Stimmungsbarometer auf Null. Das kann ja wirklich heiter weiden. Die Berichte der Zugführer nehmen bedrohliche Formen an. Dieser und jener Bunker und Kampfstand abgesoffen. „Wurde denn alles -versucht?" frage ich sie. Nach gemeinsamer Besichtigung bin ich davon überzeugt. Jede Besatzung kämpft mit Verzweiflung um ihre Bleibe und Kampfstände, denn sie weiß, was Kampf ohne Deckung und Obdachlosigkeit in diesem Lande bedeuten. Aber alles vergebens. Wer heute noch von seinem kleinen, trockenen Hügel lächelnd über das Treiben der anderen spöttelt, gehört morgen zu den Leidtragenden Auch mein kleiner Kompanietrupp schaut sich, bereits das nahende Unheil ahnend, nach einer erhöhten Stelle um. „Das wäre dann unser fünfter Unterstand in 8 Wochen „Wolchowzeit'". bemerken sie nicht sehr erfreut. Wirklich, wir hatten großes Pech. Zwei zertrümmerte er uns, aus dem dritten schoß er uns heraus, und langsam, aber sicher verschwindet der vierte trotz ständig kreisender Eimer in den Fluten. Am 12. April, einem Sonntag noch dazu, muß auch hier das Kommando „Retten, was noch zu retten ist!" gegeben werden. Nun sind die Verhältnisse wieder klar. Schlafen brauchen wir in Ermangelung einer Pritsche nicht, und gearbeitet muß werden, da Kälte und Feuchtigkeit es gebieten. Wer hier bestehen will, muß sich seiner Haut wehren. Die Stellung darf dem Feind nicht überlassen werden, da sie vorgeschoben und frontal und seitlich durch Bäche eingerahmt ist.
85

Nicht ein Wasserloch soll er haben, und wenn wir auf die Bäume gehen!
Wochenendhäuschen und Hochstände sind augenblicklich die große Mode Der Gegner scheint die gleichen Sorgen zu haben, und so herrscht vor allen Dingen am Tage völlige Ruhe. Das ist gut so, die Arbeit schreitet so schneller fort, und es gibt keine Ausfälle Trotzdem kann man diesen verschlagenen Brüdern nicht trauen, denn wir haben es ja unzählige Male erlebt, wie brutal jüdische Kommissare auch um des kleinsten Vorteils willen gerade bei solchen Gelegenheiten diese „Masse Mensch" einsetzt.
Meine Soldaten durch einen Witz und gute Worte aufmunternd, wate ich von Baustelle zu Baustelle. Es scheint aber kaum nötig zu sein, denn sie rufen mir lächelnd zu: „Auch diese Tage werden wir meistern!"
Der fehlende Schlaf hat Wangen und Augen hohl gemacht, Uniform und Stiefel sind von einem Lehm- und Moorpanzer überzogen. Diese von Bomben und Granaten aller Kaliber zerfetzte und aufgewühlte, mit Eisen und Stahl übersäte Erde und Reste eines hinter uns liegenden Dorfes runden dieses so packende Bild ab. Ergriffen bleibt man unwillkürlich stehen und verweilt dabei. Ein begnadeter Maler müßte man sein, um der Heimat derart Großes und Fesselndes schenken zu können.
Der Gedanke an die gewaltigen Leistungen unserer Väter in den großen Abwehrschlachten des letzten Krieges drängt sich unwillkürlich auf. Warum sollte das Schicksal es uns leichter machen? Auch wir müssen vor seinen und den Augen unserer Vorkämpfer bestehen können.
Ewig ruhmreiche, schlichte Infanterie, du „Königin der Waffen", wohl immer wirst du, dem Grundsatz getreu, daß

Ruhm verpflichtet, die größten Strapazen des Kampfes auf dich nehmen müssen. Du aber, Heimat, kannst gewiß sein, sie wird dir nach siegreicher Beendigung dieses harten Freiheitskampfes Männer wiedergeben, denen das Leben wohl kaum noch Schwierigkeiten bereiten kann.
Stolz und innerlich froh ergreife ich meinen Spaten, damit es auch bei uns flotter vorangeht. Petrus scheint sich aussöhnen zu wollen und läßt herrlichste Frühlingssonne scheinen. Der Wasserstand steht seit gestern unverändert. Das Gröbste ist geschafft, die letzte Klippe wurde bezwungen. Der Frühling und somit der Sieg ist unser.

Oblt. W. Loseries

Nächtliche Fahrt mit einem Eisbrecher

Den Namen „Eisbrecher" hat unser lieber alter Befehlsomnibus deswegen erhalten, weil er es nach den vielen tausend Kilometern durch tiefen Sand und Sumpf in Polen und Rußland nun auch fertig brachte, die Berge und vereisten Hänge zu erklimmen, vor denen wir stehen geblieben waren, sie bang angeschaut haben und kopfschüttelnd meinten, daß wir sie nie bezwingen werden. Unser Eisbrecher ist dann eben doch hinaufgezwitschert.
Jetzt, nachdem das Jahr 1941 seinem Ende zugeht, muß unser treuer Kamerad doch auch müde geworden sein, denn bei unserer letzten Fahrt hat er zwar noch eine gewaltige Schlucht bezwungen, dann aber machte er nur noch ein paar Mal ratsch-bum und blieb stur stehen, obwohl der Motor auf vollen Touren lief und der kleinste Gang eingeschaltet war.

Und wie diese letzte Fahrt begann und endete, will ich dem Eisbrecher zuliebe gerne erzählen.
Wir schrieben den 27. Dezember 1941 Um 21 Uhr war Abmarsch bereits für 22 Uhr befohlen worden Eilends wurden Geschäftszimmerkisten Akten und Zeichnungen verladen Der Fahrer machte sich geschäftig an unserm „Bus" zu schaffen, schleppte Holz herbei und entfachte unter dem Motorblock ein loderndes Feuer in dieser nächtlichen Stunde. „Dunnerwetter, Dunnerwetter, geh gleich nomol her und hol mer e Holz." Mit diesem Auftrag beschäftigte dieser wackere Schwabe all die Gäste, die in seinem Fahrzeug Platz nehmen wollten Der Wind fegte in das Feuer hinein und trieb die Flammen unter dem Wagen entlang, so daß wir doch etwas Angst bekamen vor einem möglichen Brand. Aber es war bisher noch nie was passiert, und es ging auch diesmal wieder gut. Zudem war dieses Feuer das einzige Mittel, um den Motor überhaupt wieder aufzutauen, wieder Warmzubringen. damit er wenigstens beim Anschleppen ansprang.
Kurz vor 22 Uhr war es dem Fahrer unter Zuhilfenahme letztmöglicher Raffinessen (die in der Kaserne wohl nicht „übersehen" würden) gelungen, unsern Eisbrecher in Gang zu bringen. Wenig später begann der Marsch unserer einsamen Kolonne auf vereisten und verwehten, unbekannten Wegen.
Die Sicht ist schlecht, die Fenster sind vereist. Licht darf nicht eingeschaltet werden, da der Feind auf jede erkannte Bewegung sofort beobachtetes Artilleriefeuer legt. Ein Mann muß stets die Scheiben vor dem Fahrersitz mit dem Messer oder seinen Fingernägeln aufkratzen, um wenigstens ein kleines Guckloch zu schaffen. Nur schlecht können wir mit unserem großen Wagen Anschluß an die Kolonne

halten, und bis wir dorthin kommen, wo das Fahrzeug vor uns wenige Minuten zuvor sich seinen Weg durch gefährliche Schneewehen bahnte, hat der eisige Sturmwind die Spuren bereits wieder zugeweht, so daß wir meist auf gut Glück unsern Weg suchen müssen. Ein paar Zentimeter zu weit links oder rechts — dann sind wir womöglich in einem Loch drin, aus dem uns heute Nacht bestimmt keiner mehr herauszieht.

Unsere kleinen Gucklöcher frieren trotz eifrigen Schabens und Kratzens immer mehr zu. Wir müssen die Fenster öffnen, um gleiche Temperaturen zu bekommen und dadurch das sofortige Zufrieren der Scheiben zu verhindern. Es ist kaum mehr auszuhalten im Wagen, der Wind fegt durch die geöffneten Fenster und Fugen und weht den Schnee bis in den hintersten Winkel unseres Omnibusses. Schlotternd stampfen wir auf den Boden, um die Füße etwas warm zu bekommen. Schneller und schneller klopfen wir mit den Händen auf die Knie, aber wir frieren weiter und frieren überall, frieren trotz Übermantel und Decken.

Der Marsch stockt. Eine riesige Schlucht ist zu überwinden. Fahrzeug um Fahrzeug wird einzeln in die Tiefe gelotst, und viele Hände halten, damit die Wagen nicht vom Wege abkommen und in die tiefe Schlucht stürzen Wir sehen Fahrzeug um Fahrzeug über den Hang hinab verschwinden, und endlich stehen auch wir in Angst und Bange vor der gähnenden Tiefe. Ob es unser Eisbrecher auch diesmal schafft? Die ganze Omnibusbesatzung muß aussteigen, jeder läuft, im Herzen zitternd, neben dem Wagen her, der sich Schritt für Schritt in die Tiefe senkt. Jeder ist bereit, zuzugreifen und zu halten, wenn unser Eisbrecher tatsächlich kippen will. Ruhig hat der Fahrer

sein großes Steuerrad in der Hand und späht auf die enge und steile Abfahrt vor sich. Langsam, aber sicher setzt der Eisbrecher seine Fahrt in di« Tiefe fort. Wir wissen jetzt, daß unser Wagen gut 'runterkommen wird. Um so mehr fürchten wir aber, daß unser Eisbrecher diesmal den steilen, vereisten Weg in die Höhe nicht erklimmen kann. Wohl zwanzig Mann brüllen: „Gib Gas, Gas, gib Gas!" Und da zwitschert unser lieber „Bus" wieder, dunkler Qualm entströmt dem Auspuff.

Wir keuchen hinterher und müssen schnaufen wie ein alter Gaul, fast kommen wir in ungern Übermänteln nicht mehr mit, und wir wollten doch schieben, wenn unser Eisbrecher uns braucht. So gut es geht, springen wir hinter unserm Fahrzeug her, hören, wie es im Getriebe ritscht und ratscht. Trotzdem windet sich der Eisbrecher mit der letzten Kraft durch die nächste Kurve durch, klimmt und klimmt und - bezwingt den Berg, hat sich diesen steilen, vereisten Berg nun emporgeschunden, so daß wir ihn auf der Höhe gerne einige Minuten ausruhen lassen. Diesmal muß unser Eisbrecher aber doch etwas abbekommen haben, das mit dem Getriebe, das stimmt nicht mehr ganz.

Lange dürfen wir nicht rasten, die Kolonne rollt weiter Alles wieder einsteigen. Der Fahrer gibt Gas, gibt mehr Gas, unser Wagen macht ein paar Rucker, dann geht er nicht mehr, keinen Schritt mehr. Er ist stur geworden und steht da wie ein eigensinniger Esel, der weder mit Liebkosungen noch mit Schlägen weiterzubringen ist.

Aus ist's, ganz aus. Der Fahrer und wir alle laufen weh mutig um unseren Eisbrecher herum, und keiner kann's glauben, daß unser so treuer Kamerad nun nicht mehr kann.

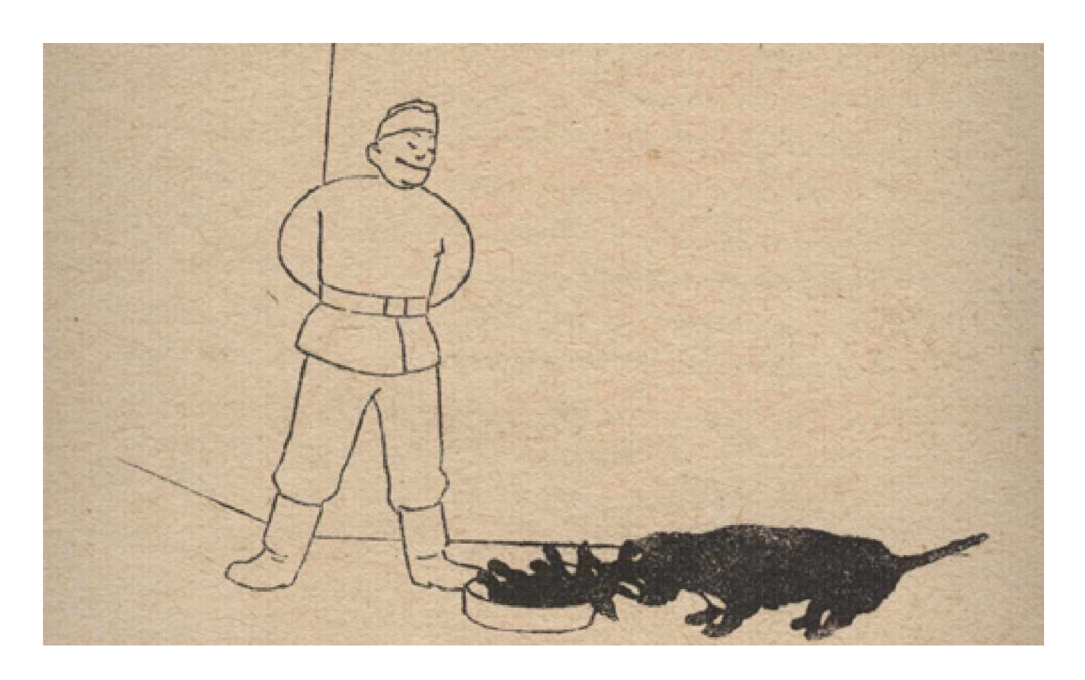
Zum Glück kommt bald ein schwerer Lastkraftwagen heran, der unsern Omnibus zwar nicht mit Freude, aber

immerhin doch anhängt. Wir steigen wieder ein, den Motor lassen wir noch laufen, damit er uns etwas Wärme gibt.
Aber noch viele unvorstellbare Schwierigkeiten, die nur wir kennen, haben sich uns in den Weg gelegt, ehe wir unser Ziel erreichten. Viele Kilometer sind wir in dem eisigen Sturmwind, in dieser kalten Nacht hinter unserm Omnibus hergelaufen, um wieder etwas warm zu werden.
Erst am andern Tag bei anbrechender Dunkelheit haben wir nach 21stündigem Marsch unsere Unterkunft erreicht und damit eine Strecke zurückgelegt, die ein guter Wagen auf der Reichsautobahn bei mittlerem Tempo in einer einzigen Stunde zurückgelegt.

Fw. Friedrich Brutsche

Unsere Dolly

Dreiviertel Jahre war sie bei uns; wir haben nicht gewußt, wo sie herkam, wir wissen nicht, wo sie geblieben ist. Aber alle haben wir sie gern gehabt.
Wir mochten meinen, daß sie schon immer bei uns war, dabei lief sie uns erst nach dem Abschluß des Westfeldzuges in Belgien zu. Eines Abends war ein Kamerad in irgendeinem Estaminet der letzte Gast, und die Dolly, die damals noch gar nicht wußte, daß sie so hieß, saß am Kamin und gehörte dem Wirt nicht und sonst auch niemandem. Dalassen wollte sie der Landser nicht, er brachte sie mit. Da sich herausstellte, daß sie auch nicht ins Städtchen gehörte und vermutlich von durchziehenden Truppen verloren worden war, blieb sie bei uns.
Gewiß, sie war nicht von reiner Rasse, aber sie war ein sehr hübsches Tierchen, unsere Dolly: schwarz mit einem blendendweißen dreieckigen Brustlatz, darüber genau waagerecht ein brauner Streifen, alles so exakt gerade und



ausgerichtet, wie es sich für einen Soldatenhund geziemt. Übertroffen wurde diese äußere Aufmachung aber noch von ihren Gemütswerten, es war ein so zutrauliches und von der Vortrefflichkeit der Soldaten so augenscheinlich überzeugtes Wesen, daß die Kameraden es alle gern hatten. Zur Fertigkeit in den üblichen Hundekünsten hat sie es allerdings nie gebracht. Möglich,, daß . . .
Eines Nachts fiel Moritz aus der Kiste, und zwar ausgerechnet in den

danebenstehenden Wassernapf. Dolly versuchte zwar, ihren Kleinen aus dem Napf zu ziehen, weil das aber ihre ersten Kinder waren, hatte sie noch keine mütterlichen Erfahrungen, und der richtige Griff in die Nackenfalten gelang ihr nicht. Unsere Telephonwache, die den Vorfall aufmerksam verfolgt hatte, griff ein und rettete den Moritz.
Die Mutter war im Allgemeinen nicht sehr um ihre Kinder besorgt. Jedermann, sofern er nur Uniform trug, konnte kommen, die Kinder herausnehmen, sie umhertragen, mit ihnen spielen.

Sie war nicht eifersüchtig, noch witterte sie Gefahren. Manchmal hatten wir den Eindruck, dieser Familienzuwachs ist ihr genau so peinlich wie uns; denn es ist wahr, wir hatten da kein ganz reines Gewissen, weil wir nicht gut genug auf sie aufgepaßt haben.
Daß Dolly ein Soldatenhund war, kann man aus der ganzen Geschichte ersehen; daß sie sehr schlechte Erfahrungen in diesem Kriege gemacht haben muß, zeigte sich, wenn sie einen Flieger hörte oder wenn irgendwo ein Schuß losging. Dann stürzte sie mit ihrem gewohnten rasanten Tempo zum nächsten erreichbaren Herrchen und suchte Schutz.
Kein Wunder, daß sich viele Kameraden als Anwärter für die Übernahme ihrer Jungen meldeten; denn obwohl wir keine einwandfreie Auskunft über den Vater geben konnten und die Kleinen noch nicht erkennen ließen, was sie nun eigentlich für eine Mischrasse werden möchten, waren sie alle überzeugt, daß die Kinder einer solchen Mutter unbedingt brauchbare Soldatenhunde werden müßten. —
Inzwischen ist die Zeit weitergegangen. Ein neuer Feldzug rief uns aus dem Westen nach dem Osten. Dolly kam mit; weite Strecken hat sie mit uns zurückgelegt, und sie hatte sich auch an Rußland gewöhnt und — wie wir glaubten — auch daran, daß nun wieder immerfort geschossen wurde.
Eines Tages aber knallte es ganz fürchterlich in allernächster Nähe und hörte nicht mehr auf. Dolly war noch mit ihrem Hauptfeldwebel in Deckung gegangen und hatte ihn ganz verzweifelt angeschaut. Da gab's einen ganz großen Krach, ein Dorfköter rannte querfeldein: Dolly war

nicht mehr zu halten, sie raste los und verschwand in dem unendlichen Walde.
Auch diese Schießerei nahm ein Ende; aber soviel wir suchten, pfiffen und lockten, sie kam nicht wieder. Wir mußten weiter. Ohne unsere Dolly.

Uffz. Georg Lis

Inhaltsverzeichnis